

# Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit

## Bulletin



5 (2001) Heft 2

ISSN 1617-9722

## IMPRESSUM

Herausgegeben vom

### **Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V.**

*Vorstand:* Prof. Dr. Bernhard R. Kroener, Dr. Stefan Kroll, Dr. Markus Meumann, Dr. Norbert Winnige

*Bankverbindung:* Berliner Volksbank, BLZ 100 900 00, Kto.-Nr. 187 686 400 9

*Herstellung:* Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V. in Verbindung mit dem Lehrstuhl für Militärgeschichte der Universität Potsdam

*Bezug:* Das Bulletin erscheint zweimal jährlich; Mitglieder des Arbeitskreises erhalten das Bulletin kostenlos; Bezug durch den Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V. Preis je Heft DM 10,- (€ 5,-) (inkl. Versand).

*Verantwortliche Redakteure:*

Gundula Gahlen, M.A. (g.gahlen@freenet.de)

Ulrike Ludwig, M.A. (ulrike-ludwig@freenet.de)

Torsten F. Reimer, M.A. (torsten.reimer@rz.uni-muenchen.de)

© by Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V.

Die Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Für den Inhalt sind die Verfasser verantwortlich.

Beiträge, Informationen über laufende oder kürzlich abgeschlossene Forschungsprojekte, Tagungsberichte und Ankündigungen etc. richten Sie bitte per E-Mail oder mit PC-kompatibler Diskette an die Redaktion unter der angegebenen Adresse. Die Redaktion behält sich das Recht vor, Beiträge abzulehnen, geteilt abzdrukken oder in Vereinbarung mit den VerfasserInnen zu kürzen.

#### **Redaktionsanschrift Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit. Bulletin:**

Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V.

z.H. Gundula Gahlen, M.A.

Universität Potsdam, Lehrstuhl für Militärgeschichte,

Am Neuen Palais 10, Haus 11,

D-14469 Potsdam

Tel.: 0331-977-1805

Fax: 0331-977-1076

E-Mail: g.gahlen@freenet.de

Website <http://www.amg-fnz.de>

#### **Redaktionsschluss für Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit.**

**Bulletin 6 (2002) Heft 1:**

**18.3.2002**

ISSN 1617-9722

## **Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V.**

Der Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V. wurde im Frühjahr 1995 gegründet. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Erforschung des Militärs im Rahmen der frühneuzeitlichen Geschichte zu befördern und zugleich das Bewusstsein der Frühneuzeit-HistorikerInnen für die Bedeutung des Militärs in all seinen Funktionen zu wecken. Das Militär steht somit als soziale Gruppe selbst im Mittelpunkt der Aktivitäten des Arbeitskreises, wird aber auch in seinen Wirkungen und Repräsentationen thematisiert. Ziel ist es, die Rolle des Militärs als Teil der frühneuzeitlichen Gesellschaft umfassend herauszuarbeiten und zu würdigen. Insofern versteht der AMG seine Arbeit nicht nur als Beitrag zur Militärgeschichte, sondern vor allem als Beitrag zur Geschichte der Frühen Neuzeit insgesamt. Der Arbeitskreis bietet ein Diskussions- und Informationsforum durch die Organisation von Tagungen, die Herausgabe der Schriftenreihe "Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit", die Mailingliste mil-fnz und durch sein Bulletin "Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit". Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt derzeit DM 30,- (€ 15,-); für Studenten DM 10,- (€ 5,-). Ein Beitrittsformular liegt diesem Heft bei.

### **Geschäftsstelle:**

Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V.  
c/o Prof. Dr. Bernhard R. Kroener  
Universität Potsdam  
Lehrstuhl für Militärgeschichte  
Am Neuen Palais 10, Haus 11  
D-14469 Potsdam  
Tel.: 0331-977-1805  
Fax: 0331-977-1076

### **Website:**

<http://www.amg-fnz.de>

## *Editorial*

### *Liebe Mitglieder!*

Vor wenigen Tagen haben wir unsere diesjährige Tagung, die in einem sehr stilvollen Ambiente in Halle durchgeführt werden konnte, beendet. Dank der ausgezeichneten inhaltlichen wie organisatorischen Vorbereitung durch Herrn Meumann und Herrn Rogge und die lebenswürdige Gastfreundschaft des Interdisziplinären Zentrums für die Erforschung der Europäischen Aufklärung harmonisierten die Rahmenbedingungen mit der Qualität der Beiträge und dem Engagement der anwesenden Teilnehmer, von denen die Mehrzahl Mitglied unseres Arbeitskreises war. Die Veranstaltung hat mir erneut sichtbar vor Augen geführt, wie lebendig unsere wissenschaftliche Vereinigung ist. Diese Attraktivität spiegelt sich auch in den ständig steigenden Mitgliederzahlen wider. So stehen wir unmittelbar vor der Aufnahme unseres 100. Mitgliedes. Die allgemeine Aufmerksamkeit, die dem Arbeitskreis geschenkt wird, hat auch dazu geführt, dass uns eine ganze Anzahl von möglichen Themen für unsere alle zwei Jahre stattfindenden Arbeitstagungen angeboten worden sind. Da wir von dem zweijährigen Rhythmus, nicht zuletzt aus finanziellen Gründen, nicht abrücken wollen, Ihnen aber gleichzeitig auch Gelegenheit geben möchten, interessante neue Fragestellungen im Kreise der Fachkollegen zu diskutieren, hat sich der Vorstand entschlossen, neben der Gattung der Tagung auch die Möglichkeit zur Durchführung von Workshops zu eröffnen, für die der Arbeitskreis jedoch keine Mittel zur Verfügung stellen kann.

Der Zugang zur elektronischen Präsenz des Arbeitskreises wird durch eine neue Homepageadresse (<http://www.amg-fnz.de>) erschlossen. Wie Sie zweifellos bemerkt haben, besitzt unser Bulletin inzwischen auch eine ISSN-Nr., so dass die hier veröffentlichten Beiträge als wissenschaftliche Veröffentlichungen zitierfähig sind. Der Umfang unseres Mitteilungsblattes hat sich von Folge zu Folge gesteigert. Wir sind inzwischen an eine Grenze gelangt, die finanziell gerade noch tragbar ist. Damit werden wir zukünftig vermehrt in die Situation geraten, das wir eingesandte Beiträge nicht mehr in jedem Fall in der nächsten Nummer veröffentlichen

können. Bitte haben Sie Verständnis, wenn wir in dem einen oder anderen Fall eine Verschiebung auf die nächst folgende Ausgabe vornehmen müssen.

Auch bei uns wirft der Euro seine langen Schatten voraus. Für das Jahr 2002 werden wir die regulären Mitgliedsbeiträge auf 15 € und den ermäßigten Mitgliedsbeitrag für Studenten auf 5 € festlegen. Wir nehmen damit bewusst in Kauf, dass die Summe von 30 DM bzw. 10 DM geringfügig unterschritten wird. Auf unserer Mitgliederversammlung anlässlich des Historikertages in Halle 2002, auf der ich viele von Ihnen hoffe begrüßen zu dürfen, werden wir uns vor dem Hintergrund der vielfältigen neuen Aufgaben des Arbeitskreises über die zukünftige Gestaltung der Mitgliedsbeiträge verständigen müssen.

Ich wünsche Ihnen allen einen angenehmen Semesterbeginn.

Ihr

Bernhard R. Kroener

# INHALT

## BEITRÄGE

*Peter Wilson*

British and american perspectives on early modern warfare .....108

*Mikko Huhtamies*

Kriegswesen und Gesellschaft in der frühen Neuzeit in der  
finnisch-schwedischen Geschichtsforschung .....118

## INTERNET

*Stephan Huck*

Nutzungsmöglichkeiten des Internets .....128

*G. Gahlen, M. Herrmann, T. Reimer, N. Winnige*

Militärgeschichte der Frühen Neuzeit im Internet.  
Die Online-Angebote des AMG und sfm.....133

*Markus Pöhlmann*

Die Internetpräsenz des Arbeitskreises Militärgeschichte e.V.....136

*Josef Pauser*

Das Online-Angebot des Arbeitskreises  
„Policey/Polizei im vormodernen Europa“ .....138

*Torsten Reimer*

Eine Studie in Kriegführung. Eine Vorstellung des  
H-War Military History Network .....141

## PROJEKTE

*Antje Fuchs*

Ein neuer Konfessionskrieg? Erfahrungen von Krieg und  
Okkupation im Kurfürstentum Hannover und benachbarten  
geistlichen Fürstentümern zur Zeit des Siebenjährigen Krieges ...144

<i>Sascha Möbius</i>	
Ergebnisse der Magisterarbeit „Psychologische Aspekte friederizianischer Taktik im Siebenjährigen Krieg“ .....	147
<i>Wolfgang Heil</i>	
Die Gemeinen Soldaten. Das Sozialleben der militärischen Unterschicht im altpreußischen Heer und seine Stellung in der altständischen Gesellschaft. ....	151
<i>Rainer Jacobs</i>	
Militärische Dienstpflichten in der Frühen Neuzeit. Verfassungs- und sozialgeschichtliche Untersuchungen zur Landesdefension in den welfischen Territorien.....	156
<i>Michael Kaiser und Stefan Kroll</i>	
Forschungsprojekt Militär und Religiosität in der Frühen Neuzeit.....	158
<i>Ralf Blank</i>	
Die Schlosskanonen von Hohenlimburg. Artilleriegeschütze mit einer wechsellvollen Geschichte .....	165
<i>Gundula Gahlen und Olaf Gründel</i>	
Kataster zur Schlacht bei Wittstock von 1636.....	171
<i>Jan Schlürmann</i>	
Die Schleswig-Holstein-Gottorfischen Auxiliärtruppen im Spanischen Erbfolgekrieg .....	173
 BERICHTE	
<i>Renko Geffarth</i>	
Die besetzte <i>res publica</i> . Zum Verhältnis von ziviler Obrigkeit und militärischer Herrschaft in besetzten Gebieten vom Spätmittelalter bis zum 18. Jahrhundert.....	177
<i>Gundula Bavendamm</i>	
„Operationsgeschichte und moderne Historiographie. Ein Widerspruch?“ .....	186

## ANKÜNDIGUNGEN

Tagung „Mars an Havel und Spree“. Neue Ansätze zur Militärgeschichte in Berlin und Brandenburg .....	200
„Untergrombach 1502: das unruhige Reich und die Revolutionierbarkeit Europas“. Wissenschaftliches Symposium .....	204
Call for Papers: Young Scholars Forum - War and Society: Germany and Europe in Historical Perspective.....	207
6. Forschungskolloquium: Neuere Forschungen zur Militärgeschichte .....	208

## VERÖFFENTLICHUNGEN

*Olaf Gründel*

„Von Festungen. Die brandenburgisch-preußisch Festungen Spandau, Peitz, Küstrin“ .....	209
Veröffentlichungen des AMG .....	212

MITGLIEDER.....	213
-----------------	-----



# BEITRÄGE

**Peter Wilson**

## British and american perspectives on early modern warfare

Anglophone writing on warfare is currently undergoing a transformation, driven by a number of contradictory forces. In the US, as John Lynn has noted, 'political correctness' is stifling much traditional military history in the universities. Yet, conflict remains a central concern of academic study and social and political scientists are paying increasing attention to the past in their attempts to trace long-term human developments.<sup>1</sup> Given the scope and volume of new work, this paper will eschew a comprehensive survey in favour of concentrating on the last decade, identifying key trends and important individual publications. The focus will be primarily on Anglophone writing on war as a historical phenomenon and as a factor in early modern British history.

The revolution in social and economic history which swept British universities in the 1950s did not leave military history untouched. The new methodologies and concerns were incorporated to create what has become known as the 'new military history', or 'war and society' approach which seeks not merely to understand armed forces as social institutions, but to locate war in its wider historical context. This approach thrived in the 1970s and 1980s, epitomised by the 'War and Society' series originally published by Fontana and recently reissued by Sutton.<sup>2</sup> It is maintained today by the journal, *War in History*, published by Arnold, as well as further individual volumes.<sup>3</sup> While appreciating their insights, critics have charged the

---

<sup>1</sup> Contrasting perspectives are offered by J. A. Lynn, 'The embattled future of academic military history', in: *Journal of Military History* 61 (1997), 777-789; J. Black, 'War and the world, 1450-2000', in: *ibid* 63 (1999), 669-682.

<sup>2</sup> J. R. Hale, *War and society in Renaissance Europe 1450-1620*, London 1985; M. S. Anderson, *War and society in Europe of the old regime 1618-1789*, London 1988; G. Best, *War and society in revolutionary Europe 1770-1870*, London 1982. All reprinted Stroud, 1998.

<sup>3</sup> F. Tallett, *War and society in early modern Europe 1495-1715*, London 1992.

practitioners of this approach with seeking 'to bring academic respectability to a branch of their discipline which has long been the poor relation of its political, religious, social and economic brothers'.<sup>4</sup> The result has been the dual neglect of operational history, which has been left to traditional 'amateur' popular historians, and of the political aspects of war, which has been surrendered to the historical sociologists and political scientists.

It is clear, however, that these divisions have been short-lived. The publication of John Brewer's *Sinews of power* in 1989 helped stimulate a healthy cross-disciplinary fertilisation of ideas, opening up new perspectives on European as well as British history. Brewer's central thesis was that, compared to its continental European rivals, the English monarchy was a highly organised and successful 'fiscal-military state', mobilising the means for war and accumulating the ability to project its power on a global scale. This argument attacked many long-held assumptions about the 'amateur' nature of early modern English administration, as well as the belief that continental absolutist monarchies possessed greater coercive and military power. Brewer argued that the Glorious Revolution of 1688 encouraged a relatively harmonious working relationship between crown and parliament since both had a vested interest in preserving the Protestant Succession and the revolutionary political settlement. By working through parliament, the crown was able to tap Britain's growing economy more effectively than its continental rivals, because parliamentary consent legitimised resource mobilisation, while public accountability encouraged greater efficiency in collection and management. The ensuing debate has produced some exciting work on the relationship between representative government and fiscal-military power,<sup>5</sup> as well as a healthy interest in comparing

---

<sup>4</sup> J. Childs, *The Nine Years War and the British army 1688-97. The operations in the Low Countries*, Manchester 1991, p. 3.

<sup>5</sup> J. Brewer, *The sinews of power. War, money and the English state 1688-1783*, New York 1988; M. J. Braddick, *The nerves of state. Taxation and the financing of the English state, 1558-1714*, Manchester 1996; *Fiscal crises, liberty and representative government*, ed. by P. T. Hoffman/K. Norberg, Stanford 1994; M. C. t'Hoff, *The making of a bourgeois state. War, politics and finance during the Dutch revolt*, Manchester 1993; D. W. Jones, *War and economy in the age of William III and Marlborough*, Oxford 1988. There are obvious connections with the recent debate on absolutism generated by N. Henshall, *The myth of absolutism*, London 1992. For a discussion see P. H. Wilson, *Absolutism in central Europe*, London 2000.



who dominated parliament and those who officered the army and navy.

The recent discussions of war and state formation continue to draw on the earlier debate on the 'military revolution' sparked by Michael Robert's famous essay of 1956. This might have become a sterile discussion over the significance of particular weapons and tactics if it were not for the fact that it touches on the key question of the relationship of military change to wider historical development. Whereas Geoffrey Parker's modified version of the original thesis continues to stress the significance of technological innovation, others like Jeremy Black and John Lynn have pointed to political factors as the chief reason for the growing scale of early modern warfare.<sup>10</sup> While some recent contributions have extended the geographical application of the concept to include the British Isles, Bert Hall has reinvestigated the technical roots of the tactical changes in one of the most significant contributions to the discussion so far.<sup>11</sup>

The place of war in international relations has continued to receive attention, most notably in the works of Jeremy Black. His approach is distinguished by a willingness to abandon traditional Eurocentric perspectives and take a truly global view. Given the still insular view of many British academics, this is particularly striking and has produced a considerable number of recent works stressing the interaction of military developments across the early modern world.<sup>12</sup> He roundly rejects determinist explanations of conflict, arguing instead for the significance of contingency and the need to

---

<sup>10</sup> The key contributions have been collected in *The military revolution debate. Readings on the military transformation of early modern Europe*, ed. by C. J. Rogers, Boulder 1995. See also J. Black, *A military revolution? Military change and European society 1550-1800*, Basingstoke 1991.

<sup>11</sup> D. Eltis, *The military revolution in sixteenth-century Europe*, London 1998; R. Loeber/G. Parker, *The military revolution in seventeenth-century Ireland*, in: *Ireland from independence to occupation 1641-1660*, ed. by J. H. Ohlmeyer, Cambridge 1995, pp. 66-88; B. S. Hall, *Weapons and warfare in Renaissance Europe*, Baltimore 1997.

<sup>12</sup> For example, his: *Why wars happen*, London 1998, his edited volume: *War in the early modern world 1450-1815*, London 1998, and his forthcoming: *European international relations 1648-1815*, Basingstoke 2002. For British involvement in conflicts beyond Europe see the two studies by B. Lenman, *England's colonial wars 1550-1688. Conflicts, empire and national identity*, Harlow 2000; and *Britain's colonial wars 1688-1783*, Harlow 2000.

appreciate the cultural and social environment in which decisions were taken.

Black's grand strategic perspective is complemented by a range of work on what might be described as 'operational history'. There is no British equivalent of the current German debate on the definition of this aspect of military history. John Keegan's famous essay into the psychological side of battle has produced few imitators and much Anglophone writing remains wedded to fairly traditional 'campaign history', focussing on 'decisive battles' and 'great commanders'.<sup>13</sup> This has begun to change recently, thanks to a fruitful marriage of the 'new military history' with the attempt to relate the course of past conflicts in their wider context. This is most apparent in the series 'Warfare and History', published by Routledge, which is notable for the breadth of its coverage.<sup>14</sup> The other major US and British-based commercial publishers run similar series; testament to the continued popular demand for military history from the reading public. While focussed more conventionally on individual conflicts, these series have nonetheless also included some important and innovative work.<sup>15</sup>

---

<sup>13</sup> J. Keegan, *The face of battle*, London 1976; R. Weigley, *The age of battles. The quest for decisive victory from Breitenfeld to Waterloo*, Bloomington 1991. For a survey relating to Britain see J. Black, *Britain as a military power 1688-1815*, in: *Journal of Military History* 64 (2000), 159-178.

<sup>14</sup> The series was originally published by UCL Press till its merger with Routledge following the take-over of both houses by the American firm Taylor and Francis. Important contributions on early modern warfare in the series include: R. Murphey, *Ottoman warfare 1500-1700*, London 1998; H. W. Ward, *The War of Independence and the transformation of American society*, London 1999; A. Starkey, *European and native American warfare in North America 1675-1795*, London 1998; R. Harding, *Seapower and naval warfare 1650-1830*, London 1999; J. Glete, *Warfare at sea 1500-1650*, London 1999; J. K. Thornton, *Warfare in Atlantic Africa 1500-1800*, London 1999; J. Black, *European warfare 1660-1815*, London 1994.

<sup>15</sup> Titles in the Longman series 'Modern Wars in Perspective' include D. E. Showalter, *The wars of Frederick the Great*, London 1996; C. J. Esdaile, *The wars of Napoleon*, London 1995; R. I. Frost, *The Northern Wars 1558-1721*, London 2000; J. R. Jones, *The Anglo-Dutch Wars of the seventeenth century*, London 1996; M. S. Anderson, *The War of the Austrian Succession 1740-1748*, London 1995. Recent studies of the last two conflicts include R. Hainsworth/C. Churches, *The Anglo-dutch naval wars 1652-1674*, Stroud 1998 and R. Browning, *The war of the Austrian Succession*, New York 1993. The Arnold series 'Modern Wars' includes T. C. W. Blanning, *The French Revolutionary Wars 1787-1802*, London 1996 and D. Gates, *The Napoleonic Wars 1803-1815*, London 1997. Other recent writing on

In contrast to the breadth of these studies, coverage of war in early modern Britain is still uneven. Naturally, the civil wars of the seventeenth-century have attracted the most attention. Writing in this field continues to expand as it incorporates the more recent interest in the history of everyday life and the experience of war.<sup>16</sup> The debate on state formation has also been helpful here, shifting attention from the former preoccupation with the wars' origins in elite politics to examining their consequences for the development of local and national political power.<sup>17</sup> There has also been a growing awareness of the different 'national' interpretations of what used to be called simply the 'English Civil War'. This is unquestionably a reflection of the contemporary debate about the devolution of power in Scotland and Wales, as well as the future of North Ireland and the United Kingdom's position in the European Union. While much contemporary public opinion rejects closer involvement with Europe, British historians at least are now more ready to borrow continental concepts to help understand their own history. One of these is the idea of the 'Confessional State' which entered the debates on Irish history in 1995 as a politically neutral replacement for earlier sectarian terminology.<sup>18</sup> This offers the possibility for a new look at the relationship between confession, military recruitment and war-making in an era that is often described as an age of religious war.<sup>19</sup>

---

these conflicts include R. Muir, *Tactics and the experience of battle in the age of Napoleon*, New Haven 1998; G. Nafziger, *Imperial bayonets. Tactics of the Napoleonic battery, battalion and brigade as found in contemporary regulations*, London 1996; P. Griffith, *The art of war of revolutionary France 1789-1802*, London 1998; C. D. Hall, *British strategy in the Napoleonic War 1803-15*, Manchester 1992, reprint 1999.

<sup>16</sup> J. Morrill, *Revolt in the provinces. The people of England and the tragedies of war 1634-1648*, 2<sup>nd</sup> ed., Harlow 1998; M. Bennett, *The Civil Wars experienced. Britain and Ireland 1638-1661*, London 1999; C. Carlton, *going to the wars. The experience of the British Civil Wars 1638-1651*, London 1993. See also R. Hatton, *The royalist war effort 1642-1646*, 2<sup>nd</sup> ed., London 1999; P. R. Newman, *Atlas of the English Civil War*, London 1998. For the period prior to the civil wars see M. C. Fissel, *English warfare 1511-1642*, London 2001: forthcoming.

<sup>17</sup> *War and government in Britain 1598-1650*, ed. by M. Fissel, Manchester 1991; J. P. Sommerville, *Royalists and patriots. Politics and ideology in England 1603-1640*, 2<sup>nd</sup> ed., Harlow 1999.

<sup>18</sup> My thanks to my colleague Dr Neal Garnham for this point.

<sup>19</sup> For example, I. Ryder, *An English army for Ireland*, London 1987; J. S. Wheeler, *Four armies in Ireland*, in: *Ireland*, ed. by Ohlmeyer, pp. 43-65.

Later conflict is comparatively less-well covered. Studies of the Jacobite challenge have become more wide-ranging and relate operations in Scotland, England and Ireland to wider European conflicts.<sup>20</sup> This is also an area that still generates good traditional military history which can have much to say about the nature of low-level combat and the experience of war.<sup>21</sup> The Jacobite's mobilisation of the Scottish Highlanders resulted in a clash between two very different ways of fighting. The American scholar James Hill has developed this into a thesis of a distinctive Gaelic way of war which contrasted sharply with the increasingly regimented methods of their opponents.<sup>22</sup> Hill's arguments are instructive since they question many of the standard assumptions of Anglo-American military history. Much military history is written from the perspective of a paradigm army; the idea that military developments can be divided into epochs dominated by particular combinations of weapons and tactics. Certain armies are thought to have typified these trends at particular times. Thus, the early sixteenth century is dominated by the professional mercenary, who is later disciplined and maintained in the standing armies of the great monarchies. This has led to an emphasis on the military history of western and central Europe: Spain in the sixteenth century, Sweden and the Netherlands in the early seventeenth century, France thereafter, followed by Prussia in the eighteenth century.<sup>23</sup> British military history can be fitted easily into this scheme since these were the main opponents and allies of English monarchs and since the crown's land forces also followed a similar development, at least from the mid-seventeenth century. In the clash between the British redcoat and the Scottish Highlander, it has thus seemed obvious that the former should eventually triumph thanks to his training and disciplined use of modern

---

<sup>20</sup> Kings in conflict. The revolutionary war in Ireland and its aftermath 1689-1750, ed. by W. A. Maguire, Belfast 1990; J. Black, Culloden and the '45, Stroud 1990; F. McLynn, The Jacobite army in England 1745. The final campaign, Edinburgh 1998.

<sup>21</sup> S. Reid, 1745. A military history of the last Jacobite rising, London 1996; G. B. Bailey, Falkirk or paradise! The battle of Falkirk Muir 17 January 1746, Edinburgh 1996.

<sup>22</sup> J. M. Hill, Celtic warfare 1595-1763, Edinburgh 1986, and his: Gaelic warfare 1453-1815, in: European warfare 1453-1815, ed. by J. Black, Basingstoke 1999, pp. 201-223.

<sup>23</sup> For example, J. A. Lynn, The evolution of army style in the modern west 800-2000, in: International History Review 18 (1996), 505-545.

weaponry. As Hill convincingly demonstrates, the forces of the English monarch were regularly trounced by Scottish and Irish armies who apparently had failed to keep pace with 'modern' military developments. However, there are times when Hill's emphasis on the Gaelic charge as a battle-winning tactic is a little coloured by his sympathy for the Gaels' rejection of stifling English rule. What his arguments do suggest is that the social and physical geography of Europe fostered different styles of war and military organisation. Forms indigenous to one area could not be transplanted to another with any certainty of success. This suggests that we should question any automatic association of 'modern' weaponry and organisation with military success. As Robert Frost has convincingly demonstrated, the supposedly archaic military forms of the Polish-Lithuanian Commonwealth were also very successful against the disciplined mercenary armies of Sweden and other opponents.<sup>24</sup>

Britain's defeat in the American War of Independence seems at first sight to corroborate this point. However, as recent work shows, British regular forces were by no means always unsuccessful in North America, particularly where they adapted to local conditions. In addition to some fine overviews of the 1775-83 war, the earlier struggle for empire 1754-66 has just received elegant treatment from Fred Anderson who combines detailed campaign history with thoughtful analysis of the wider social and political context.<sup>25</sup> These studies stress the extent of Britain's military effort, as well as the impact on domestic politics and society, permitting insight into the interplay between military mobilisation and local and national politics. Like the more general work on state formation, the detailed findings of Stephen Conway and others suggest that we need to re-appraise standard associations of English constitutional monarchy with voluntary service and a comparatively low level of military mobilisation. Militia service and impressment were both forms of coercion that were used despite parliamentary control of the armed

---

<sup>24</sup> Frost, *Northern Wars* (as n. 15).

<sup>25</sup> J. Black, *War for America. The fight for independence 1775-1783*, Stroud 1991; S. Conway, *The American War of Independence*, London 1996; F. Anderson, *Crucible of war. The Seven Years War and the fate of the empire in British North America 1754-1766*, London 2000. For a survey of the extensive literature in this field, see D. Syrett, *The British armed forces in the American Revolutionary War: publications 1875-1998*, in: *Journal of Military History* 63 (1999), 147-164.



forces. Moreover, both were not confined to the emergency of the 1770s, but were a feature throughout much the eighteenth century.<sup>26</sup>

Research into early modern British military institutions is rather patchy and much of the best work by British and American historians in this field has been on the armed forces of other countries.<sup>27</sup> Richard Harding has provided a succinct summary of current thinking on the Royal Navy as a fighting force, political weapon and social institution.<sup>28</sup> He rightly notes the influence of N. A. M. Rodger's important study of the eighteenth-century navy, as well as other recent work.<sup>29</sup> The land forces have been less well served, apart from the mid to late seventeenth century which has received model studies from the 'new military history' approach.<sup>30</sup> This work has yet to extend to the eighteenth century, despite the wealth of material in local archives, as well as national holdings like the Public Record Office. Good studies exist for individual topics,

---

<sup>26</sup> S. Conway, *The politics of British military and naval mobilization, 1775-83*, in: *English Historical Review* 112 (1997), 1179-1201; *Britain and the impact of the American War, 1775-1783*, in: *War in History* 2 (1995), 127-50; *The recruitment of criminals into the British army, 1775-81*, in: *Bulletin of the Institute for Historical Research* 58 (1985), 46-58; N. Rogers, *Vagrancy, impressment and the regulation of labour in eighteenth-century Britain*, in: *Slavery and Abolition* 15 (1994), 102-113.

<sup>27</sup> Examples include J. R. Bruijn, *The Dutch navy of the seventeenth and eighteenth centuries*, Columbia 1990; C. Storrs, *War, diplomacy and the rise of Savoy, 1690-1720*, Cambridge 1999; J. B. Wood, *The king's army. Warfare, soldiers and society during the Wars of Religion in France, 1562-1576*, Cambridge 1996; J. A. Lynn, *Giant of the grand siècle. The French army, 1610-1715*, Cambridge 1997; H. G. Brown, *War, revolution and the bureaucratic state. Politics and army administration in France 1791-1799*, Oxford 1995; W. S. Cormack, *Revolution and political conflict in the French navy 1789-1794*, Cambridge 1995. For further examples see P. H. Wilson, *War in early modern German history*, in: *German History* 19 (2001), forthcoming.

<sup>28</sup> R. Harding, *The evolution of a sailing navy 1509-1815*, London 1996. See also N. A. M. Rodger, *Recent books on the Royal Navy of the eighteenth century*, *Journal of Military History* 63 (1998), 683-703.

<sup>29</sup> N. A. M. Rodger, *The wooden world. An anatomy of the Georgian navy*, London 1986; K. R. Andrews, *Ships, money and politics. Seafaring and naval enterprise in the reign of Charles I*, Cambridge 1991; B. Capp, *Cromwell's navy. The fleet and the English Revolutions 1648-1660*, Oxford 1989; S. R. Hornstein, *The Restoration navy and English foreign trade 1674-1688*, Aldershot 1991.

<sup>30</sup> I. Gentles, *The New Model Army in England, Ireland and Scotland, 1645-1653*, Oxford 1992; J. Childs, *The army of Charles II*, London 1976; *The army, James II and the Glorious Revolution*, New York 1980; *The British army of William III, 1689-1702*, Manchester 1987.

such as training and officership and the regimental economy.<sup>31</sup> There are also a number of useful unpublished dissertations on aspects of recruitment, administration and the social composition of personnel, as well as some interest in desertion.<sup>32</sup>

However, there are promising signs that this period will be opened up by fresh work. The recent boom in socio-legal history has encouraged renewed interest in the role of the army as a factor of public order, as well as in soldiers and militia service as a source of popular disorder. In particular, this work indicates the value of civil legal records as a source for the social history of military institutions.<sup>33</sup> Nonetheless, basic details still await clarification. There is still no reliable set of statistics on the size of the land forces due to the practice of dividing the army into separate establishments and garrisons, as well as hiring foreign auxiliaries in wartime.<sup>34</sup> How this large number of armed men were accommodated in peacetime is also poorly understood as there has been no systematic study of the billeting system, or the rotation of

---

<sup>31</sup> J. A. Houlding, 'Fit for service'. The training of the British army 1715-1795, Oxford 1981, reprint 1999; A. J. Guy, *Oeconomy and discipline. Officership and administration in the British army 1714-1763*, Manchester 1985.

<sup>32</sup> Examples include I. F. Burton, 'The Secretary at War and the administration of the British army during the War of the Spanish Succession' (University of London PhD thesis, 1960); S. D. M. Carpenter, 'Patterns of recruitment of the Highland regiments of the British army, 1756-1815' (University of St. Andrews Mlit thesis, 1978); J. Hayes, 'The social and professional background of the officers of the British army 1714-1763' (University of London MA thesis, 1956); J. L. Pimlott, 'The administration of the British army 1783-1793' (University of Leicester PhD thesis, 1975); G. A. Stepler, 'The common soldier in the reign of George III, 1760-1792' (University of Oxford PhD thesis, 1985); J. R. Western, 'The recruitment of the land forces of Great Britain 1739-99' (University of Edinburgh PhD thesis, 1953); D. A. Kent, "Gone for a soldier": family breakdown and the demography of desertion in a London parish 1750-1791, in: *Local Population Studies* 45 (1990), 27-42; H. C. McCorry, "Besides he was really drunk at the time...". Desertion and discipline, North Britain, 1751-1753, in: *Journal of the Society for Army Historical Research* 69 (1991), 221-232; 70 (1992), 114-117 + 189-197; 71 (1993), 42-50; 72 (1994), 142-159.

<sup>33</sup> For an introduction, see T. Hayter, *The army and the crowd in mid-Georgian England*, Totowa 1978; J. M. Beattie, *Crime and the courts in England 1660-1800*, Oxford 1986; J. A. Sharpe, *Crime in early modern England 1550-1750*, 2<sup>nd</sup> ed., Harlow 1998.

<sup>34</sup> See the statistics in L. D. Schwarz, *London in an age of industrialisation*, Cambridge 1992. While suspect, these numbers are suggestive of the scale of the British military presence in both peace and war.

regiments around the country. These and other important topics await detailed investigation which will permit more useful comparisons to be drawn between Britain and the rest of Europe.

*Dr. Peter H. Wilson*

E-Mail: peter.wilson@sunderland.ac.uk

### **Mikko Huhtamies**

#### **Kriegswesen und Gesellschaft in der frühen Neuzeit in der finnisch-schwedischen Geschichtsforschung**

Gegenstand meiner Untersuchung sind Forschungen zu Kriegswesen und Gesellschaft in Finnland, sowie gesamtskandinavische Projekte, in denen Finnland berücksichtigt wurde. Zudem habe ich die meiner Meinung nach bedeutendsten Arbeiten einbezogen, die über eine übersetzte Zusammenfassung verfügen.

Die Geschichtsforschung in Finnland und Schweden bezieht sich, da beide über 700 Jahre (1150-1809) unter der gleichen Herrschaft standen, zwar auf dasselbe Reich, die Interessensgebiete der Forscher wurden lange Zeit jedoch weitgehend vom nationalen Blickwinkel bestimmt. Zum Beispiel suchte man in der finnischen Geschichtsforschung vor dem zweiten Weltkrieg die schwach entwickelte Vorstellung von der frühen nationalen Identität Finnlands zu bestärken sowie staatlicherseits die von einer "gleichberechtigten" Sonderstellung im Verbund mit Schweden. Seit den 60er Jahren jedenfalls geht der Forschungstrend in Richtung Überregionalität und Internationalisierung. So versucht man nicht mehr, im Stil der nationalen Geschichtsschreibung Beweise für die Eigenständigkeit Finnlands zu finden, sondern spricht lieber allgemein vom Schwedischen Reich und seinem östlichen Teil Finnland.

Weitgehend in Opposition zur nationalen Geschichtsschreibung erschien 1977 das Buch "Nuijasota" (Der Keulenkrieg) von Prof. Heikki Ylikangas, in dem es um den 1596-1597 in Finnland ausgebrochenen Bauernaufstand geht - den größten derartigen Konflikt, der jemals in Skandinavien stattfand, wenn man einmal den Bür-

gerkrieg von 1918 nicht mitrechnet.<sup>1</sup> Das Erscheinen des Werkes löste eine jahrzehntelange - und zum Teil immer noch andauernde - hitzige Diskussion aus. Dies wirft zugleich ein Licht auf die finnische wissenschaftlichen Diskussion: Der begrenzten Forschergemeinde in dem kleinen Land fällt es schwer, mehrere gegensätzliche Ansichten über besonders „heikle“ Themen zu akzeptieren.

Nach Ansicht von Ylikangas ist der Keulenkrieg kein rein "finnisches" Ereignis, sondern Teil einer größeren europäischen Bauernkriegswelle im 16. und 17. Jahrhundert. Seiner Meinung nach ging es darum, sich gegen den Adel und vor allem gegen die auf den Schultern der Bauern lastenden sogenannten Burglager, eine Art Truppeneinquartierung, zu erheben. Der Aufstand entbrannte in den wohlhabenderen Gebieten des Landes, seine Anführer waren die angesehensten Männer unter den Bauern. Nach seiner blutigen Niederschlagung hat es bis 1918 keinen nennenswerten Volksaufstand in Finnland mehr gegeben.<sup>2</sup> Besonders brisant wurde die Angelegenheit noch dadurch, dass die Ansichten von Ylikangas über den Aufstand von vor 300 Jahren teilweise mit den Ereignissen von 1918 verbunden wurden. Die Gegner von Ylikangas machten als Hauptgrund für den Aufstand die auf die Bauern gerichtete Rebellen-Agitation Herzog Karls<sup>3</sup> aus sowie die kriegspolitische Lage an der Ostgrenze des Reiches, die es erforderlich machte, ständig Truppen auf finnischem Gebiet zu unterhalten. Nach Ylikangas dagegen handelte es sich um einen durch gesellschaftliche Missstände hervorgerufenen Bürgerkrieg, dessen Ursachen insbeson-

---

<sup>1</sup> Siehe z. B. Heikki Ylikangas, Der Keulenkrieg - ein finnischer Bauernkrieg. Verlauf des Krieges und Anmerkungen zur aktuellen Diskussion in Finnland, in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 1 (1985) S. 27-36; ders., Die aktuelle Diskussion in Finnland über den sogenannten Keulenkrieg, in: Jahrbuch für finnisch-deutsche Literaturbeziehungen 18 (1984), S. 53-66; ders., The Historical Connections of European Peasant Revolts. Scandinavian Journal of History 16 (1991), S. 85-104. Siehe auch John P. Maarbjerg, The Economic Background to 'The War of Clubs', in: Scandinavian Journal of History 17 (1992), S. 1-24.

<sup>2</sup> Finnland wurde am 6.12.1917 unabhängig, im folgenden Frühjahr begann ein Bürgerkrieg, in dem sich die von den russischen Bolschewiken unterstützten "Roten" und die die rechtmäßige Regierung verteidigenden "Weißen" gegenüberstanden. Die Weißen gewannen im Mai 1918 mit Hilfe der Soldaten der deutschen Ostseedivision. Das Ereignis hinterließ bis zum heutigen Tag traumatische Spuren im finnischen Bewusstsein aufgrund der Hinrichtungen und Gefangenenlager.

<sup>3</sup> Der jüngste Sohn des schwedischen Königs Gustav Vasa und der Thronfolger.

dere die Belastung durch die Burglager und die Willkür der bei den Bauern untergebrachten Soldaten waren. Die von Ylikangas beschriebenen Aufständischen des Keulenkrieges wurden mit den linken Rotgardisten von 1918 gleichgesetzt, deren Aufstand in ähnlicher Weise als Auflehnung gegen die rechtmäßige Regierung gesehen wurde, angestiftet durch die russischen Bolschewiki-Führer.

Der gesellschaftliche Frieden im schwedischen Reich der frühen Neuzeit wird denn auch in der finnisch-schwedischen Forschung über das Kriegswesen und die Gesellschaft als ein Problem angesehen, das einer Erklärung bedarf. Wie haben die Herrschenden den inneren Frieden bewahrt? Die Forschungen haben versucht herauszufinden, worin die besonderen Charakteristika des von anderen europäischen Ländern sich unterscheidenden schwedischen Militärstaates lagen und besonders, warum das arme und abgelegene Schweden in der Lage war, überhaupt für beinahe 100 Jahre in eine führende Machtposition in Europa aufzusteigen (schwedische Großmachtperiode ca. 1620-1720). Warum gab es in Schweden und im dazugehörigen Finnland in der frühen Neuzeit keine Bauernaufstände mitteleuropäischer Prägung, obwohl das Volk unter einer hohen Steuerlast leben musste und zum Beispiel unter einer nahezu jährlichen Rekruten-Aushebung litt? Aufstände waren selten und, wenn man vom Keulenkrieg und dem Aufstand von 1918 absieht, begrenzt. Als Grund wird im allgemeinen gerade die innere Einheit Schwedens gesehen. Anders als in Mitteleuropa war das Städtewesen im schwedischen Reich schwach entwickelt, was die Vereinigung der Kräfte von Bauern und Bürgern gegen die Zentralgewalt verhinderte. Auch der Adel war schwach und zum größten Teil in der Regierung oder dem Armeedienst integriert. Konfessionell und sprachlich war das Reich homogen und somit leicht zu regieren. Über diesen Befund besteht unter Historikern weitgehend Einigkeit, nicht aber darüber, wie dieser gesellschaftliche Frieden erreicht wurde.

In ihrem Verhältnis zum obengenannten Problem haben sich vor allem die schwedischen Forscher *grosso modo* in zwei Schulen gespalten, deren eine den Machtstaat in den Mittelpunkt stellte, die andere dagegen die Wechselwirkungen zwischen Staat und Gesellschaft. Die Forschungen, die diese beiden Richtungen inspirierten, sind allerdings auch in Finnland geleistet worden. Der ‚Machtstaat-Schule‘ zufolge wurde die schwedische Großmacht vor allem durch

scharfe gesellschaftliche Kontrolle zusammengehalten. Dagegen betont die letztgenannte Schule die Wechselwirkungen zwischen Machthabern und Untertanen. Danach gab es in der schwedischen Gesellschaft eine harmonische Gesellschaftsentwicklung, deren bedeutendstes Element gerade die Fähigkeit von Machthabern und Untertanen zu gegenseitigem Dialog war. In gewisser Weise wird auch der schwedische Wohlfahrtsstaat nach dem zweiten Weltkrieg als Ergebnis dieser Entwicklung gesehen.<sup>4</sup>

Die bedeutendsten Forscher der ‚Machtstaat-Schule‘ sind die Schweden Sven A. Nilsson und Jan Lindegren von der schwedischen Universität Upsala.<sup>5</sup> Der Militärstaat, der sich in Schweden entwickelt hatte, ist nach Nilsson eine Variante des europäischen frühmodernen Staates, in dem bei der Gestaltung des Staatswesens und bei der Verteilung der nationalen Ressourcen die Bedürfnisse des Kriegswesens an erster Stelle standen. Nach Nilsson musste das nach einem Militärstaat strebende Schweden aufgrund des geringen Bevölkerungsaufkommens und der Armut des Reiches einen leistungsfähigen Überwachungsapparat schaffen, der auf das Ansammeln von Ressourcen ausgerichtet war und dessen zentrale Elemente das Kriegswesen, die Regierung und die Kirche waren. Nilssons Schüler Jan Lindegren hat die Forschungslinie seines Lehrers weiterentwickelt in Richtung des sogenannten Geschichtsmaterialismus. In seinen Forschungen über die Gemeinde Bygdeå im westlichen Ostbottnien der Jahre 1620-1640 zeigt Lindegren, dass die Bauern trotz der äußerst hohen Belastung durch die Aushebungen in der Lage waren, die Produktivität durch die Anpassung der eigenen Wirtschaft an die Bedingungen der Kriegszeit

---

<sup>4</sup> Man sollte sich auf jeden Fall daran erinnern, dass es in Schweden z. B. drei Morde an Regierungschefs gegeben hat: Karl XII. im Jahre 1718 (erschossen wahrscheinlich von einem seiner eigenen Soldaten), Gustav III. 1792 (von eigenem Offizier erschossen) und Ministerpräsident Olof Palme im Jahre 1986 (ungeklärt).

<sup>5</sup> Siehe z. B. Sven A. Nilsson, *De stora krigen tid*, Upsala 1990, darin: Summary: Imperial Sweden Nation-Building, War and Social Change, S. 273-304; ders., *På väg mot militärstaten. Krigsbefälets etablering i den äldre vasatidens Sverige*, Upsala 1989, darin: Summary: Toward a Military State. The establishment of an officer corporation in Sweden of the early Vasas (1560-1611), S. 154-167; Jan Lindegren, *Utskrivning och utsugning: Produktion och reproduktion i Bygdeå 1620-1640*, darin: Summary: Conscription and Exploitation. Production and reproduction in the Parish of Bygdeå 1620-1640, S. 292-303; ders., *The Swedish 'Military state' 1560-1720*, in: *Scandinavian Journal of History* 10 (1985), S. 305-336.

zu steigern, was den wirtschaftlichen Zusammenbruch verhinderte. Die Fähigkeit, die Produktivität zu steigern, hatte wesentliche Bedeutung bei der Erklärung des wirtschaftlichen Aufschwungs und des Bevölkerungswachstums am Ende des 17. Jahrhunderts.

Die bedeutendste Forscherin der Dialog-Richtung ist Professor Eva Österberg von der schwedischen Universität Lund, nach deren Ansicht gerade die Wechselwirkung zwischen Herrschern und Beherrschten ein wesentliches und vom Europäischen abweichendes Charakteristikum der schwedischen Großmacht-Periode war. In einer Polemik gegen den Blickwinkel der Machtstaat-Schule hat Eva Österberg geltend gemacht, dass der Machtstaat des 17. Jahrhunderts nicht nur ein Machtorgan der herrschenden Elite war. Die Existenz des Staates setzte vielmehr ihrer Meinung nach auch Legitimität<sup>6</sup> voraus. Die große Masse der Untertanen musste die Zentralgewalt als legitim und gesetzeskonform erleben, was besonders in der langen Kriegszeit Schwierigkeiten brachte. Die Wechselwirkung, in der nach Österbergs Meinung auch die Untertanen die Herrscher beeinflussen können, war gleichzeitig Bedingung für die Existenz des gesamten Staates. Die lokalen Gemeinschaften hatten Handlungsspielraum und waren nicht völlig der Zentralführung des Machtstaates unterstellt. Für diese politische Kultur und die von ihr geprägte Epoche ist auch die von Peter Blickle eingeführte Bezeichnung Kommunalismus verwendet worden, womit man gerade die Fähigkeit der Bauern meint, gemeinsam als lokale Gemeinschaft zu handeln. Auch Österbergs Forschungen sind von Blickles Kommunalismus-Konzept angeregt.

Daneben sind die Aushebungen und die Stellung von Ersatzleuten in der Großmacht-Zeit aus der Sicht der Wechselwirkungen zwischen Herrschern und Beherrschten untersucht worden. Nach dem Finnen Nils Erik Villstrand (Åbo Akademie, Finnland) konnten sich die Bauern gerade durch die Ausnutzung des Ersatzmann-

---

<sup>6</sup> Eva Österberg, *Bönder och centralmakt i det tidigmoderna Sverige. Konflikt - kompromis - politisk kultur*, in: *Scandia* 55 (1989), darin: *Summary: Compromise, conflict, and local peasant communities in the early modern Sweden*, S. 153-154. Für ein gesamtscandinavisches Projekt, das die Wechselwirkungen zwischen Zentralgewalt und lokalen Gemeinschaften untersuchte. Sein Abschlussbericht: Harald Gustafsson, *Political Interaction in the Old Regime. Central Power and Local Society in the Eighteenth-Century Nordic States*, Lund 1994.

Systems an die Aushebungen anpassen.<sup>7</sup> Die Formen der Wechselwirkungen waren bei den Aushebungen und dem Ersatzmann-System Anpassung oder Protest. Die Erlaubnis des Einsatzes von Ersatzleuten war eine Form der Anpassung der Zentralgewalt und gegen das Desertieren gerichtet. So konnte sie ihre eigene Existenz in den Augen der Untertanen rechtfertigen. Zudem wurde von Villstrand der Spielraum der lokalen Gemeinschaften herausgearbeitet, in dessen Grenzen sie sich mit den Aushebungen arrangieren oder sich ihnen entgegenstellen konnten. An der Universität Helsinki habe ich mich in meiner Dissertation mit der Funktion des Ersatzmann-Systems unter wirtschaftlich-sozialem Blickwinkel befasst. Ich untersuchte die Aushebungen und die Benutzung von Ersatzsoldaten in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges in Westfinnland.<sup>8</sup> Obwohl der Krieg weit entfernt in Deutschland geführt wurde, belastete er doch die im Heimatland zurück gebliebenen Bauern durch Steuern und Zwangsaushebungen erheblich.

Die obengenannten Forschungen konzentrieren sich auf wirtschafts- und sozialhistorische Themen. An der Universität Turku wurden allerdings auch das Kriegswesen selbst betreffende Forschungen durchgeführt, in denen die gesellschaftliche Sicht in den Hintergrund gerückt wurde. Jussi T. Lappalainen hat sich in seinen Untersuchungen vor allem mit dem Kriegswesen der Großmacht Schweden in der Zeit Karls X. um 1650 beschäftigt. Gegenstand der Forschungen waren das Kriegswesen und seine Institutionen wie Rekrutierung, Truppentransport, medizinische Betreuung und Militärgerichtsbarkeit sowie Disziplin und Ordnung.<sup>9</sup> Lappalainen hat auch eine große Untersuchung des Krieges von 1656-1658 zwi-

---

<sup>7</sup> Nils Erik Villstrand, Anpassning eller protest'. Lokalsamhället inför utskrivningarna av fotfolk till den svenska krigsmakten 1620-1679, Ekenäs 1992, mit Zusammenfassung: Anpassung oder Protest. Die Gemeinden vor den Aushebungen der Soldaten für die schwedische Kriegsmacht 1620-1679, S. 353-363.

<sup>8</sup> Mikko Huhtamies, Sijaisotilasjärjestelmä ja väenotot. Taloudellis-sosiaalinen tutkimus sijaisotilaiden käytöstä Ala-Satakunnan väenotoissa vuosina 1631-1648, Helsinki 2000, mit Zusammenfassung: Ersatzmänner, Zwangsaushebungen und Bauerngemeinschaft im 17. Jahrhundert in Schweden, S. 189-199. (<http://ethesis.helsinki.fi>)

<sup>9</sup> Jussi T. Lappalainen, Elämä Suomen sotaväessä Kaarle X Kustaan aikana Jyväskylä 1975(= Studia Historica Jyväskyläensia 12), darin: Résumé français: La vie dans l'armée finlandaise à l'époque de Charles X Gustave, S. 207-214.



schen Schweden und Russland vorgelegt.<sup>10</sup> Einer seiner Schüler, Ali Pylkkänen, hat unter anderem das sogenannte ältere Einteilungswerk der Jahre 1636-1654 untersucht.<sup>11</sup> Schweden war im 17. Jahrhundert ein armes, von der Naturalwirtschaft lebendes Land, in dem die Geldwirtschaft nur schwach entwickelt war. Das Einteilungswerk war ein selbständiges System der nordischen Großmacht, in dem die Steuern der Landgüter Zivil- und Militärbeamten der Krone zuflossen. Mit der sozialen und wirtschaftlichen Stellung der Rottensoldaten am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts hat sich Jari Niemelä beschäftigt.<sup>12</sup>

Ein Historiker, der wie der oben erwähnte H. Ylikangas eine breite Leserschaft gefunden hat, ist der an der Universität Upsala in Schweden lehrende Peter Englund, dessen Arbeiten in großer Auflage in Schweden und Finnland verkauft werden. Englund schrieb seine Dissertation über das Verhältnis des schwedischen Adels der Großmachtzeit zu den Bauern, deren Beziehung er als paternalistisch beschrieb.<sup>13</sup> Obwohl der Adel und die Bauern an gegensätzlichen Enden der Ständeskala standen, herrschte zwischen ihnen ein beiderseitiges Verpflichtungsverhältnis. Diese Ansicht fügt sich gut in das Gesamtbild der Wechselwirkungs-Schule über die schwedische Gesellschaft des 17. Jahrhunderts. Englunds Durchbruch war allerdings das sehr anschaulich aus der Sicht eines einfachen Soldaten geschriebene Buch über die Entscheidungsschlacht bei Pultava, in der Karl XII. im Jahre 1709 eine vernichtende Nie-

---

<sup>10</sup> Jussi T. Lappalainen, Kaarle X Kustaan Venäjän sota v. 1656-1658 Suomen suunnalla. Jyväskylä 1972 (= *Studia Historica Jyväskyläensia* 10), darin: *Résumé français: La guerre de Russie de Charles X Gustave sur le front de Finlande en 1656-1658*, S. 340-351.

<sup>11</sup> Ali Pylkkänen, Talonpojan vainiolta sotilaan ruokapöytään. Tilojen ja niiden verojen osoittaminen sotilaille ja heidän perheillensä Suomessa 1636-1654, Helsinki 1996 (= *Bibliotheca Historica* 17), darin: Summary: From the peasant's field to the soldier's table. The allotment of estates and their tax revenues to soldiers and their families in Finland 1636-1654, S. 277-287.

<sup>12</sup> Jari Niemelä, Tuntematon ruotusotamies. Ruotsinajan lopun ruotuarmeijan miehistön sosiaalinen ja taloudellinen asema Satakunnassa. Suomen historiallinen seura, Helsinki 1990 (= *Historiallisia Tutkimuksia* 157), darin: Summary: The unknown tenure soldier: the social and economic status of tenure soldiers in Satakunta at the end of the Swedish period, S. 216-221.

<sup>13</sup> Peter Englund, *Det hotade huset: Adliga föreställningar om samhället under Stormaktstiden*, Stockholm 1993; Peter Englund, *Poltava. Berättelsen om en armés undergång*, Stockholm 1988. (auch auf Englisch: Peter Englund, *The battle of Poltava: the birth of Russian Empire*. London 1992).

derlage gegen den Zaren Peter den Großen von Russland erlitt. Karl XII. galt als ein charismatischer, zugleich aber unrealistischer Herrscher, der im Osten den gleichen militärischen Fehlern unterlag wie seine bekannten Nachfolger im 19. und 20. Jahrhundert. Weitgehend als Ergebnis der Schlacht von Pultava brach die schwedische Machtposition zusammen, worauf der Aufstieg des neuen Machthabers Russland folgte, der die Positionen im Ostseeraum fortan bestimmte. Als Folge des Verlustes der Schlacht änderte sich besonders die Stellung Finnlands als Teil des schwedischen Reiches: Finnland begann allmählich, russisches Interessengebiet zu werden; eine Entwicklung, die endgültig im Jahre 1809 vollendet wurde, als Finnland ein Teil Russlands wurde (immerhin bis zur Unabhängigkeit 1917, wonach die Sowjetunion im Zweiten Weltkrieg erneut versuchte, nach Finnland zu expandieren). Schließlich hat Englund auch ein großes Werk über die Zeit des Dreißigjährigen Krieges geschrieben, in dem er den Krieg sowohl aus der Sicht einfacher Leute als auch in ‚großer‘ kulturhistorischer Perspektive betrachtet. Das Werk hat eine Fortsetzung, in der es um die Blütezeit der schwedischen Großmacht-Periode um 1650 geht.

Aus der neueren Forschung sind zwei den großen nordischen Krieg (1700-1721) behandelnde Forschungen zu erwähnen. Aus finnischer Sicht fand der Dreißigjährige Krieg noch weit entfernt in Mitteleuropa statt, Anfang des 18. Jahrhunderts jedoch wurde Finnland zum ersten Mal in seiner Gesamtheit zum Kriegsschauplatz. Während des großen nordischen Krieges besetzte Russland Finnland und den Ostteil des schwedischen Reiches. Diese Besatzungszeit blieb in den folgenden Jahrhunderten als Bedrohungsbild im kollektiven Gedächtnis Finnlands haften und wurde vor allem in der Zeit des Zweiten Weltkrieges in den Gedanken vieler Finnen aktualisiert. Studien zur russischen Besatzung erschienen besonders in der Zeit zwischen den Weltkriegen, in denen Russland zum Erbfeind Finnlands deklariert wurde. Nach dem Zweiten Weltkrieg, in der Zeit der "Freundschaft und Zusammenarbeit" zwischen Finnland und der Sowjetunion war solch eine Forschung nicht mehr opportun. Die jüngste Arbeit Antti Kujalas, Dozent an der Universität Helsinki, behandelt den großen nordischen Krieg und die an seinem Ende liegende Besetzung des finnischen Territoriums

durch die Russen in den Jahren 1700-1714.<sup>14</sup> Nach Kujalas Meinung ist die Ansicht der Machtstaat-Schule, die die Untertänigkeit der Bürger betont, einseitig und muss durch den Blick auf die Aktivität der Untertanen ergänzt werden. Allerdings dürfen die Wechselwirkungen zwischen Herrschern und Beherrschern nicht wie bei Österberg als zu idyllisch dargestellt werden, sondern die gesellschaftlichen Konflikte müssen angemessen gewürdigt werden. Nach Kujalas Meinung war der schwedische „Machtstaat“ schon in dieser Phase so schwach, dass er zum Beispiel nichts gegen das Desertieren und die Formen der Widerspenstigkeit ausrichten konnte. Seiner Meinung nach konnte die Verteidigung des finnischen Territoriums aufgrund der Armut der Region nur mangelhaft organisiert werden. In der Arbeit kommt auch zum Ausdruck, dass Schwedens wirtschaftliche Organisation und das Einteilungswerk (siehe oben) für die Kriegszeit zu unflexibel waren, so dass damit nicht genügend Ressourcen zusammengetragen werden konnten, um eine wirkungsvolle Verteidigung zu organisieren.

Die Versorgung der Feldarmee von Karl XII. in der Zeit des großen nordischen Krieges hat der Finne Onni Korkiakangas untersucht, besonders die Jahre 1700 und 1701. In seiner Studie werden die Fragen der Versorgung vor allem aus gesamteuropäischer Sicht betrachtet.<sup>15</sup> Christer Kuvaja von der Åbo Akademie wiederum hat das Versorgungssystem der russischen Besatzungsarmee in Finnland während des großen nordischen Krieges einer näheren Betrachtung unterzogen.<sup>16</sup> Kuvajas Ziel ist es zu erklären, wie die 25.000 bis 35.000 Mann starke russische Besatzungsarmee ihre großen logistischen Probleme gelöst hat. Gerade eine gut funktionierende Versorgung hatte maßgeblichen Anteil daran, ob die Armee

---

<sup>14</sup> Antti Kujala, *Miekka ei laske leikkiä. Suomi suuressa pohjan sodassa 1700-1714*, Helsinki 2001 (= *Historiallisia tutkimuksia* 211), darin: Summary: The Sword Jests Not: Finland in the Great Northern War, S. 355-364; ders., *The Breakdown of a Society: Finland in the Great Northern War 1700-1714*, in: *Scandinavian Journal of History* 25 (2000), S. 69-86.

<sup>15</sup> Onni Korkiakangas, *Kaarle XII kenttäarmeijan huolto sotaretkellä vuosina 1700-1701 mannereurooppalaisten huoltojärjestelmien näkökulmasta*, Helsinki 1974 (= *Historiallisia Tutkimuksia* 89), mit Zusammenfassung: *Kriegsversorgung, Unterhaltung und Verpflegung der Feldarmee Karls XII. Auf den Feldzügen 1700-1701 vom Gesichtspunkt kontinentaler Versorgungssysteme betrachtet*, S. 489-510.

<sup>16</sup> Christer Kuvaja, *Försörjning av en ockupationsarmé: Den ryska arméns underhållssystem i Finland 1713-1721*. Åbo Akademis Förlag, Åbo 1999, darin: Summary (kein Titel), S. 335-348.

einen Angriffskrieg aufrechterhalten konnte. Eine schlechte Versorgung war zum Beispiel ein Teilgrund für die Katastrophe Karls XII. in Pultava.

Insgesamt bleibt festzuhalten, dass die Militärgeschichte zur Frühen Neuzeit sich in Finnland noch nicht institutionell etabliert hat. Es gibt keine Professur speziell für Militärgeschichte, auch keine Zeitschriften und Schriftenreihen, die sich mit dem Kriegswesen der Frühen Neuzeit befassen. Allgemein bringt besonders die politische Geschichtsschreibung, die sich mit dem Zweiten Weltkrieg und der Zeit danach befasst, mehr Untersuchungen hervor, als die Historiographie über die vorindustrielle Zeit. Doch ist nicht zu übersehen, dass die Frühneuzeitforschung in Finnland kontinuierlich auf dem Vormarsch ist.

*Dr. Mikko Huhtamies*

E-Mail: [mikko.huhtamies@helsinki.fi](mailto:mikko.huhtamies@helsinki.fi)

# INTERNET

**Stephan Huck**

## Nutzungsmöglichkeiten des Internets

Technische Entwicklungen berührten zumeist auch das Arbeiten der Historiker. Zuletzt die Einführung des Personalcomputers (PC) in das Arbeitsleben. Dabei handelte es sich nicht nur um den Ersatz alter Arbeitstechniken durch neue, sondern um qualitative Änderungen. Die entfallene Notwendigkeit, Manuskripte vorzuschreiben, hatte erheblichen Einfluss nicht nur auf den Umfang der Texte, sondern auch auf die Art ihrer Darbietung. In anderen Bereichen, besonders sozialgeschichtlichen Fragestellungen, die auf der Auswertung großer Datenmengen basierten, eröffneten sich mit der Nutzbarkeit von Rechnerleistung für jedermann neue Forschungsfelder. Insofern stellt die Vernetzung der mittlerweile schon gewohnten PCs durch das Internet mit dem damit möglich gewordenen Zugriff auch auf größere Rechner keine grundsätzliche Neuerung, sondern lediglich eine Fortentwicklung eines bereits vertrauten Mediums dar. Neben vereinzelt ideologisch motivierter Ablehnung, die aufgrund der Virtualität des Mediums das „Ende der Geschichte“<sup>1</sup> postuliert, dürften die meisten Berührungspunkte in der Neuheit des Mediums wurzeln. Doch auch vorbehaltlose Nutzer stehen den Möglichkeiten des Internets oft ratlos gegenüber. Die bereits durch die „Publikationswut“ der Historiker bezüglich herkömmlicher Literatur notwendig gewordene Fähigkeit, den Blick für das Wesentliche zu schärfen, gerät angesichts der Informationsfülle des Internet geradezu zur Primärqualifikation eines jeden Wissenschaftlers. Zum – wenn auch aufgrund der bislang unvollständigen Erfassung älterer Literatur hinkenden – Vergleich: Im Verbundkatalog der Länder Berlin-Brandenburg ergab eine Recherche zum Schlagwort „Preussen“ über den Karlsruher Virtuellen

---

<sup>1</sup> So der Titel eines Vortrags von Uwe Jochum, gehalten auf der Tagung „Raumlose Orte – Geschichtslose Zeit“ an der Universität Basel am 30. März 2001. Vgl. dazu auch sein der Baseler Zeitung gegebenes Interview. Abrufbar unter <http://www.hist.net/tagung2001/>.

Katalog (KVK)<sup>2</sup>, den hiermit zugleich anempfohlenen umfassenden Zugang zu den *online*<sup>3</sup>-Datenbeständen weltweiter Bibliotheken, im September diesen Jahres 442 Datensätze. Dasselbe Schlagwort in eine weitverbreitete Suchmaschine eingegeben, lautete das Ergebnis nach 0,18 Sekunden "ungefähr 59.500 Sucherergebnisse". Ein Resultat, das nicht nur aufgrund der Quantität, sondern vor allem aufgrund seiner völligen Strukturlosigkeit für eine weitere Arbeit gänzlich ungeeignet ist. Strukturen des Internets verbunden mit einigen nach Meinung des Verfassers für Militärhistoriker nützlichen *Links* aufzuzeigen, ist eines der Anliegen dieses Artikels. Daneben soll er Anregung für weitere Nutzungsmöglichkeiten des Internets geben.

Wie das oben genannte Beispiel aufzeigt, birgt die Suche mit den geläufigen Suchmaschinen im Internet ihre Schwierigkeiten, denn sie arbeiten weitgehend auf der Basis des Textvergleichs. Dieser Weg Informationen zu suchen bietet sich daher nur dann an, wenn der Suchbegriff an sich schon sehr präzise ist oder durch weitere Suchbegriffe, die mit dem ersten logisch verknüpft werden können, eingegrenzt werden kann. Diese Art der „erweiterten Suche“ erfordert keinerlei syntaktische Kenntnis einer Programmiersprache, sondern ist durch Klick auf eine entsprechende Schaltfläche einschlägiger Suchmaschinen über gesonderte Eingabeoberflächen möglich. Aussichtsreich ist ebenfalls die Suche längerer signifikanter, in diesem Fall in Anführungszeichen zu setzender Textpassagen.

Erfolgversprechender als die Suche mit Suchmaschinen ist der Zugang über sogenannte *Portale*, die *Links* zu themenverwandten Seiten bündeln. Sie sind thematisch zumeist an die Forschungsschwerpunkte der sie betreibenden Institutionen gebunden. So die andernorts im Bulletin vorgestellte *Homepage* des Arbeitskreises auf

---

<sup>2</sup> <http://www.ubka.uni-karlsruhe.de/kvk.html>. Auf weiterführende Möglichkeiten der Recherche herkömmlicher Literatur im Internet soll hier trotz der zentralen Bedeutung dieser Thematik aufgrund der umfassenden Möglichkeiten des Zugangs über den KVK nicht eingegangen werden. Zur weiteren Information sei stattdessen auf Hans Hehl, Die elektronische Bibliothek. Literatursuche und Literaturbeschaffung im Internet, München 1999 verwiesen.

<sup>3</sup> Es wird im folgenden davon ausgegangen, dass dem Leser im heutigen Sprachgebrauch geläufige Grundbegriffe aus dem Bereich der EDV und der Neuen Medien bekannt sind. Unbekannte Begriffe können online im Langenscheidt-Internetwörterbuch, <http://www.networds.de/n2.html>, nachgeschlagen werden.

dem *Server* für frühe Neuzeit (SfN)<sup>4</sup>. Daneben hat sich aber als länderübergreifender Standard für Historiker die „Virtual Library History“<sup>5</sup> (VL-History) etabliert, die mittlerweile zahlreiche Themenseiten vereint, die vielfältige Bereiche historischer Forschung abdecken. Generellen Zugang zu Präsentationen deutschsprachiger historischer Forschung bietet dementsprechend die auch unter der Bezeichnung „Erlanger Historikerseite“ firmierende, an der dortigen Universität moderierte deutsche Seite der VL-History<sup>6</sup>. An der Universität Rostock wird ihr Ableger zur preußischen Geschichte moderiert<sup>7</sup>, der hier mit Bezug auf das „Preußenjahr“ trotz des – zunehmend unzutreffenden – „Ceterum Censeo“ des zu starken Preußenzentrismus der Militärgeschichtsforschung der Frühen Neuzeit erwähnt sei. Die Mehrzahl der *Links* dieser Portale verweist auf Präsentationen von Forschungseinrichtungen, Museen und Wechselausstellungen. Diese enthalten ihrerseits vornehmlich organisatorische Hinweise verbunden mit eher knappen inhaltlichen Themeneinführungen. Die Präsentation tatsächlicher Forschungsergebnisse im Sinne herkömmlicher wissenschaftlicher Publikationen sucht man hingegen im historischen Bereich weitgehend vergebens<sup>8</sup>. Ein Phänomen, das einerseits der Berührungsangst mit dem Neuen Medium, andererseits unklarer Urheberrechtssituation bzw. mangelnder Durchsetzbarkeit sowie der schlechten Bildschirmlesbarkeit umfangreicher Texte geschuldet ist. Einwände, die nicht von der Hand zu weisen sind. Es sei dennoch gestattet, auf einige Vorzüge elektronischer Publikationen hinzuweisen: Auf seriellen Daten fußende Arbeiten bieten die Möglichkeit, im Internet auch den Datenbestand zur Verfügung zu stellen

---

<sup>4</sup> <http://www.sfn.uni-muenchen.de/>.

<sup>5</sup> <http://www.ukans.edu/history/VL/>.

<sup>6</sup> <http://www.erlangerhistorikerseite.de/>.

<sup>7</sup> <http://www.brandenburg-preussen.net/>.

<sup>8</sup> Ausführlich wird die Thematik elektronischer Veröffentlichungen im „Journal of Electronic Publishing“ (JEP) diskutiert, *online*: <http://www.press.umich.edu/jep>. Über die Bibliothek der Universität Osnabrück <http://elib.uni-osnabrueck.de/> können die wenigen elektronischen Publikationen aus dem Bereich der Geisteswissenschaften recherchiert werden. Grundsätzlich sei an dieser Stelle zu Fragen der Nutzbarkeit neuer Medien in der Geschichtswissenschaft auf das „Journal of the American Association for History and Computing“ (JAHC) verwiesen, *online*: <http://mcel.pacificu.edu/jahc/JAHCindex.HTM>. Über die Homepage des Vereins sind auch die zahlreichen nationalen Ableger des Vereins mit ihren entsprechenden Publikationen und Foren erreichbar.

und so Transparenz und Nachvollziehbarkeit von Ergebnissen zu gewährleisten. Dort, wo bislang weiterführende Arbeiten zwar häufig gefordert wurden, aber schon an der Notwendigkeit bereits erfasste Daten für den Eigenbedarf neu zu erfassen scheiterten, könnte mit solchen Angeboten direkt weitergeforscht werden. Für Qualifikationsarbeiten, die aufgrund zunehmender Nischenthemen häufig nur einen kleinen Leserkreis ansprechen und deshalb nur schwer publizierbar sind, bietet das Netz darüber hinaus die Möglichkeit der schnellen und preiswerten Veröffentlichung.

Durchgesetzt hat sich die Publikation über das Netz vor allem dort, wo die Daten den Charakter des Zwischenmaterials nicht verlassen, insbesondere im Bereich der Rezensionen. Auch namhafte Wissenschaftler publizieren diese zunehmend *online* und erreichen die Leser damit in zeitlich deutlich kürzerem Abstand zur Veröffentlichung, als es über herkömmliche Zeitschriften möglich ist. Der für Besprechungen zur Verfügung stehende „grenzenlose Raum“ birgt allerdings Chancen wie Risiken gleichermaßen. Veranstaltungsankündigungen, Stellenausschreibungen und Diskussionen finden ebenfalls zunehmend via *Email* statt. Vornehmlich in fachbezogenen *Mailinglisten*. Eine Vielzahl geisteswissenschaftlicher Listen ist im „H-Net“ gebündelt, darunter das andernorts vorgestellte „H-War-Net“<sup>9</sup>. Im deutschsprachigen Raum hat sich die ebenfalls als Teil des „H-Net“ an der Berliner Humboldt-Universität moderierte Liste „H-Soz-U-Kult“<sup>10</sup> durchgesetzt. Ihr Reiz entfaltet sich in der wohltuenden thematischen Breite gegenüber anderen enggefassten *Mailinglisten*. Sie bietet dem Interessierten die Möglichkeit zur zeitnahen und bislang noch weitgehend umfassenden Orientierung über Aktivitäten im deutschsprachigen geschichts- und kulturwissenschaftlichen Bereich. Es bleibt zu hoffen, dass sich dies auch mit der Etablierung durchaus sinnvoller Spezialisten nicht ändern wird.

Abschließend soll auf den zentralen Bereich der Quellenbeschaffung eingegangen werden. Obwohl gerade in diesem Sektor spürbare Arbeitserleichterungen denkbar wären, ist es bis zur Utopie der ausschließlichen Quellenarbeit am Bildschirm ohne Archivauf-

---

<sup>9</sup> <http://www2.h-net.msu.edu/~war/>. Vgl. auch den Beitrag „Eine Studie in Kriegführung. Eine Vorstellung des H-War Military History Network“ von Torsten Reimer auf Seite ???.

<sup>10</sup> <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/>.



enthalt noch ein weiter Weg. Neben begrenzten technischen Möglichkeiten – vor allem der Übertragungsgeschwindigkeit großer Bilddateien, wie sie *gescannte* Dokumente darstellen – deren Überwindung jedoch angesichts exponentiell steigender Speicherkapazitäten und Übertragungsraten absehbar ist, liegen die Ursachen in bisher ausbleibenden Standards und unvollständiger Quellenerfassung. Vollständige Digitalisierungen ganzer Bestände, wie sie im bisher noch einzigartigen Pilotprojekt des Stadtarchivs Duderstadt realisiert wurden, bilden bislang noch die Ausnahme<sup>11</sup>. Ansonsten werden allenfalls häufig nachgefragte Bestände digitalisiert. Kryptische Dateinamen, die keineswegs überall mit den Signaturen im Archiv korrespondieren und diese zum Teil nicht einmal erkennen lassen, erschweren zusätzlich den Gebrauch<sup>12</sup>. Grundsätzlich aber bleiben derartige Projekte bislang der Initiative engagierter Archivre überlassen. Der dennoch nicht zu unterschätzende Nutzen des Internets für die Quellenbeschaffung ist daher zunächst noch weitgehend auf die organisatorische Vorbereitung des Archivsbesuchs bzw. auf die Recherche in *online*-Findmitteln beschränkt<sup>13</sup>.

*Stephan Huck M.A.*

E-Mail: [stephan.huck@bwb.org](mailto:stephan.huck@bwb.org)

---

<sup>11</sup> <http://www.archive.geschichte.mpg.de/duderstadt/archiv.htm>.

<sup>12</sup> Das Zitieren aus dem Internet stammender Angaben stellt nach wie vor, gerade aufgrund der hohen Fluktuation in diesem Medium, ein ungelöstes Problem dar. Zwar gibt es mittlerweile Richtlinien, vgl. Melvin E. Page, „a brief citation guide for internet sources in history and the humanities“, <http://www2.h-net.msu.edu/about/citation>, 20.02.1996, aber wo die nachgewiesene Information nicht mehr als eigenständige Seite im Netz existiert, sondern, wie gerade bei Quellen häufig der Fall, aus einer Datenbank entnommen wird, lassen sich diese aufgrund in der Adresszeile enthaltener Programmbefehle kaum noch lesen und werden in hohem Maße unzuverlässig.

<sup>13</sup> Eine Übersicht der im Netz vertretenen deutschsprachigen Archive bietet die Homepage der Marburger Archivs Schule, <http://www.uni-marburg.de/archivs Schule/fv61.html>.

**Gundula Gahlen , Michael Herrmann,  
Torsten F. Reimer und Norbert Winnige**

## Militärsgeschichte der Frühen Neuzeit im Internet Die Online-Angebote des AMG und sfn

### *Neues von der AMG-Homepage*

Die Homepage des AMG wird ab Ende Oktober 2001 eine eigene Domain erhalten. Sie finden sie in Zukunft unter [www.amg-fnz.de](http://www.amg-fnz.de). Die neue Adresse lässt sich sehr gut merken und schneller eingeben. Außerdem werden die Einträge unserer Homepage dadurch in Suchmaschinen wie Google oder AltaVista sehr viel weiter vorne platziert.

Die Forschungsprojekte der Mitglieder des AMG werden seit langem im Bulletin veröffentlicht und auf der Homepage dokumentiert. Die mittlerweile auf 46 Projektvorstellungen angewachsene WWW-Seite ist jetzt über verschiedene Ordnungen zugänglich. Die Projekte lassen sich nun einerseits sortiert nach dem Autor, andererseits nach der Art des Projektes, nach laufenden und abgeschlossenen Magister-, Dissertations- und Habilitationsprojekten, abrufen. Zudem haben wir bei den abgeschlossenen Projekten damit begonnen, die bibliographische Angabe des Werkes und möglicherweise vorhandene Online-Rezensionen den Vorstellungen hinzuzufügen. Hierbei sind wir auf Ihre Mithilfe angewiesen. Bitte teilen Sie uns mit, wenn Sie Projekte abgeschlossen haben und wenn Angaben zur Publikation und zu Rezensionen vorliegen. Neuere Veröffentlichungen von Monographien, insbesondere natürlich von Mitgliedern, sollen auf einer weiteren Seite nach dem Jahr der Publikation sortiert gesammelt und mit Links zu vorhanden Online-Rezensionen versehen werden. Auf diese Weise wird es über die Homepage möglich sein, sich sowohl über laufende als auch abgeschlossene Arbeiten zur Militärsgeschichte der Frühen Neuzeit zu informieren und einen guten Einblick in die augenblickliche Forschungssituation zu gewinnen.

Weiterhin wird die Erweiterung der Online-Aufsatzsammlung zur Militärsgeschichte der Frühen Neuzeit angestrebt. Zum einen sollen Zweitveröffentlichungen aus Printmedien auf der Homepage ex-

klusiv im Internet veröffentlicht werden. Zum anderen werden jedoch auch parallele Projekte, wie das des Servers für die Frühe Neuzeit (sfn), dokumentiert werden. Wir bieten hier den Mitgliedern an, bereits in einer Zeitschrift oder einem Sammelband veröffentlichte Aufsätze einem größeren Publikum zugänglich zu machen. Diese in den Natur- und Wirtschaftswissenschaften weit verbreitete Vorgehensweise bietet die Möglichkeit, von jedem beliebigen internetfähigen PC auf Ihre Aufsätze zuzugreifen. In Anmerkungen, Literaturangaben in Vorlesungsverzeichnissen oder Bewerbungsunterlagen kann auf die Internetadresse verwiesen werden. Insbesondere ist diese Veröffentlichungsform auch für seminarbegleitende Internetseiten interessant. Alle Aufsätze werden im PDF-Format dargeboten, so dass sie vor unerlaubtem Kopieren des Textes geschützt sind.

Neben diesen laufenden Projekten soll im nächsten halben Jahr auch eine Einführung in die Ikonographie des Landknechtes im 16. Jahrhundert in Wort und Bild von Matthias Rogg angeboten werden. Seine bekannte Dissertation schien für eine multimediale Umsetzung geradezu prädestiniert.

### *Mailingliste des AMG und sfn:*

#### *"mil-fnz" - Militärgeschichte Frühe Neuzeit*

Seit Juni 2001 hat "mil-fnz", die gemeinsame Mailingliste des Arbeitskreises Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit (AMG) und des Servers Frühe Neuzeit (sfn), ihren Betrieb aufgenommen. Der Zweck dieser Liste besteht zuerst einmal darin, die Mitglieder des AMG virtuell zusammenzuführen. Tagungsberichte, Hinweise auf interessante Veranstaltungen oder auch Organisatorisches - all das lässt sich per E-Mail leichter und schneller mitteilen als auf den klassischen Wegen. Darüber hinaus ist die Liste für alle, die ein wissenschaftliches Interesse an der Militärgeschichte der Frühen Neuzeit verbindet, offen.

Die Liste, die unter der E-Mail-Adresse [mil-fnz@lists.lrz-muenchen.de](mailto:mil-fnz@lists.lrz-muenchen.de) erreichbar ist, kann von der Homepage des AMG wie auch des sfn subskribiert werden. Um sicherzustellen, dass der Fokus auf das Forschungsfeld Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit gewahrt bleibt und die Liste nicht für uner-

wünschte Werbung oder Sachfremdes missbraucht wird, werden alle E-Mails vor der Versendung moderiert. Ergänzend zu der Liste wurde am Server Frühe Neuzeit ein Forum eingerichtet, in dem interessante Anfragen, Tagungsberichte, Rezensionen oder Veranstaltungshinweise dokumentiert werden.

Die bisherige Zwischenbilanz, die gezogen werden kann, ist zwiespältig. Positiv ist zu vermerken, dass die Anzahl der Abonnenten mittlerweile auf 70 Personen angestiegen ist. Doch wurden bisher nur selten Nachrichten über die Liste von den Abonnenten versandt. Wir laden alle Interessenten deshalb ein, die Mailingliste auch aktiv zu nutzen.

E-Mail: [mil-fnz@lists.lrz-muenchen.de](mailto:mil-fnz@lists.lrz-muenchen.de)

<http://www.amg-fnz.de/mail.htm>

<http://www.sfn.uni-muenchen.de/krieg/mil-fnz.htm>

### *Krieg und Gesellschaft am sfn*

"Krieg und Gesellschaft" auf dem Server Frühe Neuzeit (sfn) vorzustellen heißt, eine Website im Umbruch vorzustellen: Anlässlich der Frühneuzeitler-Tagung in Augsburg wurde das Layout des Servers Frühe Neuzeit ( <http://www.frueheneuzeit.de> ) grundlegend überarbeitet und übersichtlicher gestaltet. Die einzelnen Angebote werden nun stückweise in das neue Design übertragen und dabei gründlich überarbeitet. "Krieg und Gesellschaft" hat diese Überarbeitung noch vor sich. Was hat die Seite im Moment zu bieten?

"München im Dreißigjährigen Krieg" ist das Ergebnis einer auf zwei Semester angelegten Übung am Historischen Seminar der Universität München. Mit Studenten vor allem unterer Semester wurde das Konzept für die Online-Präsentation des Seminars erarbeitet und alle Texte gehen auf die Arbeit der Teilnehmerinnen und Teilnehmer zurück. Vom Ansatz her richtet sich das Angebot so nicht in erster Linie an Wissenschaftler, sondern primär an Schulen, die Anschauungsmaterial - auch in Form von Quellen und Fotos - für den Geschichtsunterricht suchen. Die Rubrik E-Texte beinhaltet Erst- und Zweitveröffentlichungen von wissenschaftlichen Materialien, wie beispielsweise eine kommentierte Quellenedition (Olmützer Diarium), oder verschiedene einführende Aufsätze. Mit

vielen hundert täglichen Zugriffen bietet der sfn hier eine interessante Plattform mit großer Reichweite, die wir für Publikationen gerne zur Verfügung stellen. Dazu bietet der sfn eine kommentierte Linksammlung an, die den Zugang zu interessanten Webseiten auf dem Gebiet der Militärgeschichte erschließt. Trotz der Vielzahl an Angeboten im Internet sind seriöse Seiten zu diesem Thema zwar Mangelware, einige Perlen lassen sich dennoch finden.

Über diese eigenen Angebote hinaus stellt der sfn die technische Plattform für mil-fnz, die gemeinsame Mailingliste von AMG und sfn zur Verfügung. Auch das Archiv der Liste ist auf dem Münchner Server beheimatet.

Die redaktionelle Betreuung der Seiten liegt bei Michael Kaiser, Köln, und Torsten Reimer, München.

*Gundula Gahlen M.A.*

E-Mail: [g.gahlen@freenet.de](mailto:g.gahlen@freenet.de)

*Michael Herrmann M.A.*

E-Mail: [michael.herrmann@brandenburg-preussen.net](mailto:michael.herrmann@brandenburg-preussen.net)

*Torsten Reimer M.A.*

E-Mail: [Torsten.Reimer@lrz.uni-muenchen.de](mailto:Torsten.Reimer@lrz.uni-muenchen.de)

*Dr. Norbert Winnige*

E-Mail: [nwinnig@gwdg.de](mailto:nwinnig@gwdg.de)

## **Markus Pöhlmann**

### **Die Internetpräsenz des Arbeitskreises Militärgeschichte e.V.**

Unter <http://www.akmilitaergeschichte.de> präsentiert sich seit nunmehr fast zwei Jahren die Website des Arbeitskreises Militärgeschichte e. V. (AKM). Sie ist auf einem kommerziellen Server mit eigener Domain abgelegt und wird gegenwärtig durch drei ehrenamtliche Redakteure inhaltlich und technisch betreut.

Die Internetpräsenz des AKM hat im wesentlichen drei Aufgaben zu erfüllen: Zunächst soll sie den Verein im Internet präsentieren. Hierzu dienen die Satzung und Kontaktadressen. Die Rubrik ent-

hält – zur Freude des Schatzmeisters – auch Online-Formulare für Beitritt und Einzugsermächtigung. Die Site erfüllt damit zunächst einmal eine werbliche Aufgabe, wie sie für die Masse der Vereine und Verbände heute wohl selbstverständlich geworden ist.

Darüber hinaus bietet die Website ein frei zugängliches Archiv der zurückliegenden Ausgaben des dreimal jährlich erscheinenden Newsletters des AKM.

Schließlich soll die Website schrittweise zu einem Portal für die akademisch abgestützte Militärgeschichte im deutschsprachigen Raum ausgebaut werden. Gegenwärtig informiert eine Veranstaltungsrubrik über bevorstehende wissenschaftliche Tagungen, Ausstellungen und Calls for Paper. Hier macht sich der Vorteil des neuen Mediums besonders bemerkbar, da entsprechende Hinweise sehr viel kurzfristiger eingepflegt werden können, als dies bei gedruckten Periodika der Fall ist. Die regelmäßig aktualisierte Linksammlung bietet einen Überblick über militärgeschichtliche Websites und verwandte Wissenschafts- und Interessengebiete. Die Linksammlung wird redaktionell betreut, d. h. Linkangebote werden auf ihre thematische Relevanz, auf ihre Vereinbarkeit mit den Zielen des Vereins und den strafrechtlichen Bestimmungen hin geprüft.

Eine der kommenden Aufgaben ist die Fertigstellung der englischen und französischen Sprachversionen, nicht zuletzt deshalb, weil dem AKM mittlerweile Mitglieder aus mehr als einem Dutzend Ländern angehören. Der Servicecharakter der Site soll zudem durch den Ausbau der Linksammlung in den Bereichen militärhistorische Volltexte, Bibliographien, Bildsammlungen, Militärkartographie und Fachlexika verstärkt werden.

Der Idee eines Portals entsprechend ist die Redaktion für Anregungen und namentlich für Veranstaltungshinweise offen und unter der oben genannten Adresse zu erreichen.

*Dr. Markus Pöhlmann*

E-Mail: [superpoehl@hotmail.com](mailto:superpoehl@hotmail.com)

**Josef Pauser**

Das Online-Angebot des Arbeitskreises  
„Policey/Polizei im vormodernen Europa“

<http://www.univie.ac.at/policy-ak>

Der Arbeitskreis „Policey/Polizei im vormodernen Europa“ (APO) hat sich 1997 auf Initiative von André Holenstein (Bern), Frank Konersmann (Bielefeld) und Gerhard Sälter (Berlin) im Kontext der Diskussion um Normdurchsetzung und Herrschaftspraxis im Ancien Régime konstituiert. Im Jahr 2000 wurde der Organisationskreis um Josef Pauser (Wien) erweitert, der auch die Homepage des Arbeitskreises betreut.

Im Zentrum des Interesses des Arbeitskreises stehen obrigkeitliche Praktiken und Techniken, die unter dem Titel einer ‘guten Policey’ von staatlichen, ständischen, städtischen und korporativen Instanzen eingesetzt wurden, um soziale Ordnung zu gestalten und gesellschaftliches Leben zu verändern. Im Rahmen einer politischen Sozialgeschichte und einer Kulturgeschichte von Institutionen soll ein Austausch über „Herrschaft als soziale Praxis“ (Alf Lüdtke) und ihr Wandel in der Vormoderne in einem europäischen Kontext ermöglicht werden. Die Diskussionen sollen dazu beitragen, Forschungen über Funktionen und Reichweite herrschaftlicher Techniken zusammenzuführen, neue Fragestellungen zu entwickeln und den in diesem Gebiet arbeitenden Historikern einen Austausch zu ermöglichen.

Bisher wurden vom Arbeitskreis vier jährliche Diskussionsrunden in der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart in Stuttgart-Hohenheim organisiert, die jeweils im Vorfeld der Tagungen des Arbeitskreises für Historische Kriminalitätsforschung stattfanden. Eine Besonderheit des Arbeitskreises besteht darin, dass aufgrund der auf einen Nachmittag beschränkten Treffen keine Vorträge im herkömmlichen Sinn gehalten werden, sondern vielmehr die gesamte Zeit zur Diskussion der bereits vorab per E-Mail versandten Papiere der Beiträger zur Verfügung steht. Diese Vorgangsweise, die besonders intensive und dichte Diskussionen hervorbringt, hat sich sehr gut bewährt.

Das erste Treffen des Arbeitskreises fand im Mai 1998 statt und hatte *frühneuzeitliche Denunziations- und Rügepraktiken* zum Thema. Das zweite Treffen im April 1999 war dem Thema *Informationsbeschaffung, Informationsorganisation und Kommunikation in frühneuzeitlichen Herrschaftsapparaten und Verwaltungen* gewidmet. *Tätigkeitsfelder, Amtspraxis und soziale Vernetzung frühneuzeitlicher Amts- und Gerichtsdiener* lautete das Thema des dritten Treffens des Arbeitskreises am 18. Mai 2000.

Das 4. Treffen am 10. Mai 2001 wurde zum Thema *Gute Policy und Ökonomie. Haushalten als Handlungskonzept in verschiedenen sozialen Räumen* abgehalten. Zwei Papiere beschäftigen sich näher mit den Leineweberhaushalten in Münster/Westfalen (Christof Jeggle) sowie in Ostschwaben (Anke Sczesny) im 17. Jahrhundert. Obrigkeitliche Interventionen in ökonomisch und sozial prekären Situationen, in die sich ‚haushaltstragende‘ Personen beispielsweise durch Alkoholismus, Verschwendung, Verschuldung usw. manövriert hatten, standen im Mittelpunkt eines weiteren Textes, der anhand von Südtiroler Quellen (Innichen) zentrale Kriterien des Haushaltens als Handlungskonzept herausarbeitete (Margareth Lanzinger). Schließlich wurden noch technikhistorische Ansichten zu den naturalen und sozialen Existenzbedingungen des Gewerbes präsentiert (Torsten Meyer).

Das kommende fünfte Treffen wird sich 2002 Fragen der *Entstehung und Publikation von Gesetzen* widmen. Damit werden einerseits die Kommunikationsprozesse zwischen Obrigkeit, Eliten und Bevölkerung und zwischen verschiedenen Instanzen innerhalb des Herrschaftsapparats angesprochen, in denen projektierte Normen entstanden und abgestimmt wurden. Auf der Seite der Publikation ist besonders der rechtstechnische Vorgang angesprochen, aber auch der gesamte Komplex der Kommunikation von (Policy-) Norminhalten soll mitumfasst werden. Vor dem Hintergrund der gerade aktuellen Diskussion um die Normdurchsetzung frühneuzeitlicher Gesetze darf dieser Aspekt momentan besonderes Interesse beanspruchen.

Die Homepage des Arbeitskreises „Policy/Polizei im vormodernen Europa“ (<http://www.univie.ac.at/policy-ak/>) wurde im Jahr 2000 eingerichtet und versteht sich vornehmlich als virtuelle Visitenkarte. Sie bringt deshalb vor allem erste allgemeine Informationen zu den bevorstehenden Treffen sowie kurze weiterfüh-



rende Hinweise zu laufenden Forschungsprojekten und Publikationsvorhaben. Die vergangenen Treffen sind ebenfalls dokumentiert. Fallweise wurden die präsentierten Papiere zum Download ins Netz gestellt bzw. allenfalls die Publikationsorte genannt. Ein umfangreicher Sammelband zur Thematik des 3. Treffens unter dem Titel „Policey in lokalen Räumen. Ordnungskräfte und Sicherheitspersonal in Gemeinden und Territorien vom Spätmittelalter bis zum frühen 19. Jahrhundert“, der vor allem Beiträge von Mitgliedern des Arbeitskreises enthält, befindet sich gerade in der Endredaktion und wird in der von Michael Stolleis herausgegebenen Reihe „Policey und Policeywissenschaft“ im Verlag Klostermann/Frankfurt am Main erscheinen. Eine Auswahlbibliographie zum Thema des 4. Treffens, die freundlicherweise André Holenstein (Bern) zur Verfügung gestellt hat, kann ebenfalls von der Homepage heruntergeladen werden (<http://www.univie.ac.at/policy-ak/apohaus.doc>).

Der Umfang der Homepage ist momentan noch bescheiden. Er soll aber in der Zukunft erweitert werden. Gedacht ist etwa an zusätzliche Bibliographien und eine umfänglichere Dokumentation von policeyrelevanten Forschungsprojekten. Wer an solchen Projekten arbeitet und Interesse an einer Bekanntgabe hat, wird gebeten, uns Informationen darüber zur Verfügung zu stellen. Wir werden diese gerne auf unserer Homepage präsentieren. Überhaupt würden wir uns über Anregungen und weiterführende Hinweise sehr freuen. Auch sind Themenvorschläge für Papiere zum 5. Treffen sehr willkommen.

*Dr. Josef Pauser*

E-Mail: [josef.pauser@univie.ac.at](mailto:josef.pauser@univie.ac.at)

### **Torsten F. Reimer**

Eine Studie in Kriegführung.

Eine Vorstellung des H-War Military History Network

<http://www2.h-net.msu.edu/~war/>

Als im Mai 2000 amerikanische Militärgeschichtler im Internet über den Wert der Militärgeschichte diskutierten, war Konsens, dass Militär und Krieg eine besondere Rolle für die eigene Geschichte

und nationale Identität spielten: „We are a nation formed in battle. We have fought the Indians, the French, the British, the Mexicans, the Spanish, Ourselves, the Germans, and the list goes on and on and on.“<sup>1</sup> Wie diese Identität sich auch in Diskussionen unter Historikern niederschlägt, zeigt die Ergänzung, die Stanley Sandler am 4. Mai 2000 dieser Auflistung anfügte: „Hey, don't forget that we fought the British/Canadians also.“<sup>2</sup>

Im deutschen Wissenschaftsbetrieb wäre ein solcher Umgangston unter Hochschullehrern mehr als ungewöhnlich. In den USA ist das der Ton, in dem zumindest in der H-Net Mailingliste H-War diskutiert wird. Und diskutiert wird hier intensiv, denn an guten Tagen produzieren die Listenmitglieder schon einmal zehn bis fünfzehn Seiten Text. Das Spektrum an abgehandelten Themen ist weit. Es reicht von der Einschätzung der Kampfkraft aktueller MBTs (Main Battle Tanks) über die Frage der Einführung der Steigbügel nach Europa bis zur Kavallerieorganisation im Siebenjährigen Krieg. Erfreulicherweise – und das zeichnet die meist amerikanischen Kollegen aus – erlaubt das vergleichsweise offene Verhältnis zu Krieg und Kriegführung nicht nur die Diskussion der Auswirkung von Jagdflugzeugsitzen auf die Kampfleistung der Piloten, sondern auch der Rezeption von Krieg in den Medien, beispielsweise anhand der Filme „Gladiator“ und „Pearl Harbour“. Es ist aber kein Zufall, dass ich hier von „amerikanischen Kollegen“ spreche. Obwohl die Liste grundsätzlich offen ist, scheinen selbst Briten in der Minderheit und Frauen posten nur selten einen Beitrag. Neben Vertretern der anglo-amerikanischen Militärgeschichte dominieren auch Militärs die Diskussion. Aus deutscher Perspektive mag das irritieren, es überrascht aber weniger, wenn man bedenkt, dass Militärgeschichte in den USA gerade an Militärakademien gelehrt wird. Dieser Umstand hat aber auch zur Folge, dass man sich oft mit einem mehr einfühlerischen als analysierenden Umgang mit der Materie zufrieden geben muss. Obwohl das kritisch gesehen werden kann, erhält man zumindest einen Einblick in die Denkweise und Selbstwahrnehmung amerikanischer

---

<sup>1</sup> Bruce Blanchard: REPLY: Value of Military History, E-Mail vom 03.05.2000, online im Archiv des H-War Military History Network, <http://www2.h-net.msu.edu/~war>

<sup>2</sup> Stanley Sandler: REPLY: Value of Military History, E-Mail vom 04.05.2000, online im Archiv des H-War Military History Network, <http://www2.h-net.msu.edu/~war>

Militärs, die selbst Gegenstand einer Studie sein könnte. Zur Diskussion über den „American Way of War“ las man unter anderem:

„We tend to do well in a big lumbering buffalo sort of way; something like the Gulf War being the absolute best case scenario for us. [...] I worked on the ground during several live events with the Brits, and their officer corps (mainly) has a mind set which is much better at LIC [Low Intensity Conflict, T.R.]. Part of it I am thinking was their continued exposure to live operations in N. Ireland. As painful as that was, it did provide a certain type of good training for them.“<sup>3</sup>

Diese Auswahl an Beispielen zeigt schon, dass es die aus deutscher Perspektive leicht verruchte „klassische“ Militär-, ja Kriegsgeschichte ist, die im Mittelpunkt der Debatten steht, und damit auch zumeist das 20. Jahrhundert. Dabei ist H-War auch geistes-, sozial- und kulturgeschichtlichen Anfragen gegenüber durchaus offen. Neben den gelegentlichen Rezensionen ist es gerade das, was die Liste für deutsche Frühneuzeitforscher interessant macht: So belanglos oder unwissenschaftlich sich manches Thema geben mag, so ausführlich geben die Listenmitglieder auf präzise gestellte Fragen Antwort. Oft werden solche Mails schon nach wenigen Stunden mit umfangreichen, kommentierten Bibliographien, kurzen Einschätzungen der Forschungslage und weiterführenden Hinweisen belohnt. Interessiert man sich allerdings nicht für Kernprobleme der US-Militärgeschichte des 20. Jahrhunderts, dann muss man täglich den Preis von fünf bis zehn weiteren uninteressanten Mails in der Inbox des eigenen Mailprogramms zahlen.

Zum Ausgleich erhält man aber auch Einblicke in den amerikanischen Wissenschaftsbetrieb. Im Oktober 2000 stellte ein Student auf der Suche nach Perspektiven für eine Karriere die Frage: „Is Military History Dead?“ Allein die elf Mails, die am ersten Tag zu seinem Wunsch, die unpopuläre Militärgeschichte in den USA erlernen und vor allem später lehren zu können, eingingen, zeigen, dass es doch mehr Parallelen zwischen deutschem und amerikanischem Wissenschaftsbetrieb gibt, als man denken würde. Der schon zitierte Dr. Sandler etwa ließ wissen: „Yes, Mr. Maas, you can get a

---

<sup>3</sup> Greg Banner: REPLY: The American Way of War, E-Mail vom 21.03.2001, online im Archiv des H-War Military History Network, <http://www2.h-net.msu.edu/~war/>.

job out there in military history - but forget a tenure-track one if you are a ‚dead white male.‘ [...] With eight books and some 20 articles [...], plus addressing the AHA twice, I still can't even get an interview at West Walla Walla State.“ Ein anderer Teilnehmer stellte fast noch drastischer heraus, wie wenig Anerkennung die Militärgeschichte in den USA seit dem Vietnamkrieg in der Besetzungspolitik von Lehrstühlen fände: „As for other career outlets - employment with the various history branches is a possibility or perhaps the National Park Service.“<sup>4</sup> Solche - selbst wiederum kritisch zu hinterfragenden - Einschätzungen mögen das Bild einer für militärgeschichtliche Fragen völligen offenen Wissenschaftslandschaft zurecht rücken helfen. Darüber hinaus zeigen sie, dass H-War sich nicht nur mit der Forschung selbst, sondern auch mit Fragen des akademischen Umfelds und der Lehre befasst. Anfragen zu einführendem Material oder guten Filmbeispielen für Seminare tauchen immer wieder in der Liste auf. Der Schwerpunkt liegt aber sowohl in der Häufigkeit und Länge der Postings bei Themen wie „B-17 Maritime Strike Capability“, „US Military Rank Formality“ oder „WW2 Tank Comparisons“.

Mailinglisten wie H-War sind einer Diskussion, wie sie zumindest manchmal in wissenschaftlichen Zeitschriften geführt wird, nur schwer gleichzusetzen. Man mag mangelndes Niveau beklagen, die Öffnung der Liste zu Militärs bedauern oder eine starke redaktionelle Hand vermissen. Dafür gewinnt man informelle Einblicke und eine erhebliche Beschleunigung der Information. Und in Ansätzen erkennt man, dass diese Beschleunigung auch eine Chance sein kann. Während in New York die Aufräumarbeiten nach den Terroranschlägen erst beginnen, ist H-War zumindest in Ansätzen ein Forum für die Diskussion der Frage, wie der „neue“ Krieg sich zu alten Konzepten verhält, und damit auch ein Forum für die oft vernachlässigte Frage, wie und leider vor allem ob wir Historiker uns in unserer wissenschaftlichen Arbeit zu unserer Gegenwart stellen.

*Torsten F. Reimer M.A.*

E-Mail: [Torsten.Reimer@lrz.uni-muenchen.de](mailto:Torsten.Reimer@lrz.uni-muenchen.de)

---

<sup>4</sup> Stanley Sandler: REPLY: Is Military History Dead?, und Marc Blackburn: REPLY: Is Military History Dead?, E-Mails vom 21.03.2001, online im Archiv des H-War Military History Network, <http://www2.h-net.msu.edu/~war/>

# PROJEKTE

**Antje Fuchs**

## Ein neuer Konfessionskrieg?

Erfahrungen von Krieg und Okkupation im Kurfürstentum Hannover und benachbarten geistlichen Fürstentümern zur Zeit des Siebenjährigen Krieges 1756-1763

(Dissertationsprojekt in der Archivphase, betreut von Prof. Dr. Anton Schindling, Tübingen)

In einer Rezension im *Niedersächsischen Jahrbuch für Landesgeschichte*<sup>1</sup> wird festgestellt: „Das 18. Jahrhundert wird in der *Niedersächsischen Geschichte* eher stiefmütterlich behandelt: Von den Vor- und Nachteilen der Personalunion keine Spur, gleichfalls unauffindbar der Siebenjährige Krieg, dessen Folgen die Gemüter der Landeskinder in den betroffenen Gebieten über Jahrzehnte hinweg bewegten.“ Dieses regionale Forschungsdefizit zu der Zeit um die Mitte des 18. Jahrhunderts kann nur bestätigt werden.

Die hier vorzustellende Studie zielt darauf, die Formierung von Kriegserfahrungen um die Mitte des 18. Jahrhunderts im Spannungsfeld von Religion bzw. Konfession, Landespatritismus, Reichsgedanken und vormodernem Nationalgedanken zu untersuchen. Der Vergleich von Städten im Kurfürstentum Hannover und in benachbarten geistlichen Fürstentümern der Reichskirche ermöglicht unterschiedliche Faktoren herauszuarbeiten, die auf die Wahrnehmung, Deutung und mediale Vermittlung von Kriegserfahrungen einwirkten. Religiöse Muster dominierten im Siebenjährigen Krieg noch immer die Wahrnehmung und Interpretation von Erlebnissen im Krieg, allerdings zunehmend in Mischung mit säkularen Elementen, wie dem territorialen und dynastischen Landespatritismus und einem vormodernen Nationalempfinden und Reichsgedanken. Dieser Säkularisierungsprozess ist auch im Be-

---

<sup>1</sup> Waldemar R. Röhrbein, [Rezension von: *Niedersächsische Geschichte*, hrsg. von Bernd Ulrich Hucker, Ernst Schubert und Bernd Weisbrod, Göttingen 1997], in: *Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte* 70 (1998), S. 378-382, S. 380.

reich der zeitgenössischen Kriegspropaganda zu beobachten, wenn Religion und konfessionelle Zugehörigkeit gezielt als politische Argumente zur Verschärfung der konfessionellen Fronten eingesetzt werden, also eine Instrumentalisierung religiöser Inhalte stattfindet. Der Krieg wird seit der Mitte des 18. Jahrhunderts zunehmend zu einem Medienereignis. Auf den engen Zusammenhang zwischen Kriegslegitimation und Medienberichterstattung, mit dem sich die aktuelle Forschungsdiskussion befasst, ist im Fall des Siebenjährigen Krieg nachdrücklich hinzuweisen.

Aus preußischer Perspektive war der Siebenjährige Krieg der Dritte Schlesische Krieg. In die Forschungsliteratur ist er als letzter absolutistischer Kabinettskrieg eingegangen. Die Frage, ob er auch ein letzter Religionskrieg war, wird kontrovers diskutiert. Für die geplante Studie bedeutsamer ist jedoch die Frage, ob der Siebenjährige Krieg von den Zeitgenossen als Religions- oder Konfessionskrieg *erfahren* wurde und inwieweit für eine solche Wahrnehmung die scheinbar dominierende preußische Kriegspropaganda ursächlich war.

Das konfessionelle Moment schien allein aufgrund der politischen Rahmenbedingungen noch einmal großes Gewicht bekommen zu haben, da aus dem „renversement des alliances“ des Jahres 1756 eine völlig neue Mächtekonstellation hervorging. Diese „diplomatiesgeschichtliche Hauptzäsur des 18. Jahrhunderts“, so Johannes Burkhardt, hatte zum Ergebnis, dass sich mit Frankreich und Österreich auf der einen sowie Preußen und England-Hannover auf der anderen Seite ein katholischer und ein protestantischer Konfessionsblock im Krieg gegenüberstanden.

Das in Personalunion mit Großbritannien verbundene Kurfürstentum Hannover wurde zum Kriegsgegner Frankreichs, das sich bereits seit 1755 im englisch-französischen Kolonialkrieg befand. Nach den offiziellen gegenseitigen Kriegserklärungen marschierten französische Truppen im Frühsommer 1756 über Rhein und Weser, um nach der erfolgreichen Schlacht von Hastenbeck den größten Teil des Kurfürstentums Hannover teils für mehrere Monate, teils aber auch die gesamte Kriegszeit hindurch zu besetzen.

Vor diesem Hintergrund der aus Sicht der Zeitgenossen äußerst dramatischen militärischen Ereignisse spielte sich der Alltag der Menschen im Krieg unter den Bedingungen einer Okkupation ab.

Die Wahrnehmungen und Deutungen des Kriegsgeschehens und der Okkupationserfahrungen – zumal unter dem Eindruck von Propaganda – sind für die Einwohnerschaft unterschiedlicher Städte Kurhannovers sowie angrenzender geistlicher Territorien herauszuarbeiten.

Auf dem Territorium des Kurfürstentums Hannover liegen drei der fünf, für die vergleichende Studie ausgewählten Städte: Hannover, Göttingen und Celle. Diese protestantisch dominierten kurhannoverschen Städte werden mit den gemischtkonfessionellen Hauptorten der Hochstifte Hildesheim und Osnabrück kontrastiert.

Die Leitfragen der Untersuchung gelten der administrativen Bewältigung von Krieg, Besatzung und Kontributionen sowie dem Umgang mit kriegsbedingten Seuchen und dem Lazarettwesen, den kirchlich vermittelten konfessionellen Sinngebungsmustern und Deutungsangeboten sowie der Wirkung von preußischer, englischer und hannoverscher Kriegspropaganda.

Zu ermitteln ist das Verhältnis von Legitimation und Konsolation. Der ersten Kategorie gehört beispielsweise die Kriegspropaganda, der zweiten das Lazarettwesen und die Seelsorge an.

Um der Frage nach Schein und Wirklichkeit einer konfessionell aufgeladenen Stimmung nachgehen zu können, muss der Aspekt der Kriegspropaganda beleuchtet werden. Dominierte Preußen unter Friedrich dem Großen im Siebenjährigen Krieg den „Krieg der Federn“ um Religion und Konfession oder gab es auch originale Beiträge hannoverscher Propaganda? Über welche Medien, mit welchen Mitteln wurden konfessionelle Feindbilder zur Legitimierung des Krieges geschürt? Zu hinterfragen ist, ob der preußische König als eine uneingeschränkt positive Identifikationsfigur von den protestantischen Reichsständen und ihren Untertanen, z.B. in Kurhannover, akzeptiert wurde und wie sich in den Quellen die Stilisierung Friedrichs als neuer Gustav Adolf – dem „Retter des Protestantismus“ im Dreißigjährigen Krieg – darstellt.

Schließlich ist zu berücksichtigen, dass sich das Erleben und die Deutung des Siebenjährigen Krieges vor der Folie der noch lebendigen, schrecklichen Erinnerungen an den Dreißigjährigen Krieg vollzieht. Diesem ein Jahrhundert zurückgreifenden, kollektiven Erfahrungshorizont der Menschen ist Rechnung zu tragen. So macht es sich die geplante Studie auch zur Aufgabe, die Bedeutung

der sedimentierten Erfahrungen an den als Religionskrieg im Gedächtnis weiterlebenden Dreißigjährigen Krieg für die aktuelle Wahrnehmung des Siebenjährigen Krieges herauszuarbeiten.

Zur Vertiefung der Frage nach religiösen und konfessionell geprägten Deutungsmustern bei der Verarbeitung von Kriegserfahrungen spielen Kirche, Seelsorge, Krankenfürsorge und Lazarettwesen eine zentrale Rolle. Lazarette und die Einquartierungen von pflegebedürftigen Offizieren und Soldaten der feindlichen Armee in Bürgerhäusern brachten die Stadtbevölkerung direkt in Berührung mit kriegsbedingten Seuchen, Krankheiten, Verwundungen und Todesfällen. Die Konfrontation mit dem massenhaften Sterben und Begraben der Toten unter Mitwirkung von Geistlichen war für alle Betroffenen eine besonders einschneidende Grenzerfahrung im Krieg.

*Antje Fuchs*

E-Mail: [antje.fuchs@uni-tuebingen.de](mailto:antje.fuchs@uni-tuebingen.de)

### **Sascha Möbius**

#### **Ergebnisse der Magisterarbeit „Psychologische Aspekte friederizianischer Taktik im Siebenjährigen Krieg“**

Die elementartaktischen Überlegungen Friedrichs II. vor dem Siebenjährigen Krieg waren in hohem Maße von psychologischen Überlegungen geprägt. Der Angriff mit gefälltem Bajonett sollte den Gegner in Panik versetzen. Gegenüber den eigenen Soldaten sollte das Überlebensinteresse ausgenutzt werden, um sie auf diese Art des Angriffs vorzubereiten, indem ihnen der König versprach, dass der Gegner nicht stehen bleiben werde und sie weniger Verluste zu erleiden hätten als in einem langen Feuergefecht. Die vorwiegend auf schnelle Bewegungen und den Feuerkampf ausgerichtete alltägliche Ausbildung formte zudem den Sinn der Soldaten für das Verhalten innerhalb einer größeren Formation.

In den Schlachten und Gefechten des Siebenjährigen Krieges war die konkrete Anwendung taktischer Maßnahmen durch das Zu-



sammenspiel von taktischer Situation, Anordnungen der Offiziere und Einschätzungen und Emotionen der Soldaten geprägt. Die lineare Kampfweise erscheint hier nicht als Zwangsjacke, sondern als weit gefasster Rahmen, der ein flexibles Reagieren auf verschiedene Situationen ermöglichte. Der Befund reiht sich somit in Dennis Showalters Analyse der taktischen Entwicklung ein, in der die professionellen Seiten der preußischen Armee hervorgehoben werden.

Die Verschiedenartigkeit der Kampfhandlungen lässt zudem die These vom „Puppenwerk“ des stehenden Heeres fragwürdig erscheinen. Die preußische Armee war von den zeitgenössischen Heeren das Disziplinierteste und sie wurde zentralistisch geführt. Dennoch konnte sie im Kampf nicht als Maschine funktionieren. Diese Abweichung vom theoretischen Idealbild war aber nicht, wie Johannes Kunisch annimmt, der Beginn des Zusammenbruchs einer Armee im Kampf. Vielmehr stellt sie sich auf dem Schlachtfeld als akzeptierte Realität heraus, die darauf hindeutet, dass die spätab-solutistische Kriegführung flexibler war als die Ausführungen vieler Militärtheoretiker im Zeitalter der Aufklärung suggerieren.

Auch wenn Friedrich II. es nicht wollte, war der Ausgang einer Schlacht in Vielem vom „gemeinen Mann“ und seinen direkten Vorgesetzten abhängig. Die Emotionen von Soldaten im Kampf weisen eine große Bandbreite auf. Angst und Stress scheinen grundlegend gewesen zu sein. Die durch den Adrenalinstoß und die Anspannung ausgelöste Hitze stellte sich während des Kampfes oft ein und galt als effektiv, um den Soldaten weiterkämpfen zu lassen. Sie konnte in Kampfwut und Mordlust umschlagen. Dieser Befund spricht gegen die These vom apathischen Ertragen des Grauens in der Schlacht. Dass Empfinden und Verarbeitung individuell sehr unterschiedlich waren, spricht zudem gegen die Vorstellung eines durch Prügel in der Ausbildung genormten Soldatenverhaltens. In den vorhandenen Soldatenbriefen kommt zum Ausdruck, dass sie ihre Situation im Kampf im Sinne eines professionell verstandenen Überlebensinteresses sehr genau wahrnahmen. Auch dieser Befund unterstützt die Thesen von Showalter.

Bezüglich der Motivation und der Einwirkungen auf den Soldaten im Kampf zeigt sich allerdings kein so eindeutiges Bild. Religiöse Gedanken spielten bei der Bekämpfung der eigenen Ängste eine

zentrale Rolle. Sie begegnen uns als Tröstung angesichts der Bedrohung von Leib und Leben. Zugleich war die Vorstellung von Bedeutung, dass die Erfüllung der soldatischen Pflichten gottgewollt ist. Im Fall seines Todes konnte der Soldat, der sich entsprechend verhielt, mit dem Lohn ewiger Seligkeit rechnen.

Ansehen und Status des Regiments in der Armee, bzw. des Soldaten innerhalb seines Regiments konnten auch eine wichtige Quelle der Motivation darstellen. Des weiteren sind nationale und konfessionelle Vorstellungen festzustellen. Sie werden aber erst im Zusammenhang mit bestimmten Kampfsituationen wirkungsvoll, bzw. könnten als nachträgliche Legitimation regelwidrigen Verhaltens interpretiert werden.

Materielle Anreize waren ebenfalls bedeutsam. Ihre Rolle war sicher nicht mit derjenigen zur Zeit des freien Söldnertums zu vergleichen. Bezüglich der Kampfsituation deutet aber Vieles darauf hin, dass ihre Rolle gegenüber dem Zwang aufgewertet werden muss.

Im Verhältnis des Offiziers zum Soldaten während des Kampfes scheint die Vorbildfunktion einer kompetenten und mutigen Führung im Sinne des gemeinsamen Überlebens eine größere Rolle gespielt zu haben als Drohungen oder Gewaltanwendung. Letztere ist eindeutig nachzuweisen, doch es ist fraglich, ob sie eine größere Rolle spielte, als z. B. in den Heeren der napoleonischen Kriege. Damit war keinesfalls das Unterordnungsverhältnis der „Gemeinen“ unter die Offiziere aufgehoben, doch das Bild des in den Kampf geprägten Soldaten relativiert sich vor dem Hintergrund der Befunde.

Bezüglich der Bedeutung der Religion ist den Thesen von Michael Sikora zuzustimmen. Ihre Rolle kann nicht überschätzt werden. Dennis Showalters Argumentation erweckt in diesem Punkt den Eindruck, dass sie zu sehr am Bild moderner professioneller Armeen orientiert ist. In Bezug auf die emotionale Situation und das Kampfverhalten scheint die Professionalismus-These aus der angelsächsischen Militärgeschichtsschreibung jedoch überzeugender.

Setzt man diese Befunde zum sozialen Umfeld der Soldaten in Beziehung, fallen weniger die spezifisch militärischen als die grundlegenden kulturellen Muster ins Auge, die hier angesprochen werden. Die Alltäglichkeit und Selbstverständlichkeit der Religion

lässt die Männer auch in höchster Gefahr um Hilfe und Beistand Gottes bitten. Die religiös sanktionierte Pflichterfüllung „in seinem Stand“ korrespondiert zu fest verankerten ständischen Denkmustern und der spezifisch preußischen Richtung des Pietismus. Dezidierte militärische Vorstellungen wie die Ehre der Armee oder die Ehre des Regiments konnten sich in dieses Muster ebenfalls gut einfügen und wurden durch die preußische Wertschätzung der Armee noch verstärkt.

Die in der deutschen Sekundärliteratur verbreitete Annahme, dass diese Denkweisen gegenüber dem Nationalismus späterer Zeiten militärisch minderwertig waren, scheidet schon an der Bilanz der preußischen Armee und einer genaueren Analyse der Kampfhandlungen. Die preußischen Soldaten verhielten sich nicht nur duldsam, sondern sie waren fähig, Taktiken anzuwenden, die nicht mit apathischem Erdulden auskamen, sondern flexibles und offensives Denken und Handeln, aber auch Ausdauer erforderten. Darum scheint eher die These zuzutreffen, dass die in den Denkmustern der Zeit fest verankerte religiöse und ständische Sichtweise vieler Soldaten besonders effektiv war. Hinzugefügt werden muss, dass sie auch realistisch war. Die Soldaten gingen in der Regel nicht mit verklärten oder durch nationale Hasstiraden vergifteten Gedanken in den Kampf. Sie sahen den Krieg als das, was er war: ein blutiges Gemetzel und Jammertal, in das der Soldat „aus Gehorsam gegen die Obrigkeit und den König“ gehen musste. Die Wirklichkeit des Krieges wurde nicht verklärt, sondern offen thematisiert. Dass sie erträglich wurde, war dem Glauben an einen Gott geschuldet, der den Soldaten in ihrer Not helfen oder sie im Jenseits für ihre Leiden entlohnen konnte.

Sascha Möbius M.A.

E-Mail: [sasco@t-online.de](mailto:sasco@t-online.de)

## Wolfgang Heil

# Die Gemeinen Soldaten. Das Sozialleben der militärischen Unterschicht im altpreußischen Heer und seine Stellung in der altständischen Gesellschaft.

Fragestellung und Betrachtungsebenen zum Thema:

Kann aufgrund der heterogenen Zusammensetzung der altpreußischen Armee überhaupt von einer militärischen Unterschicht gesprochen werden? Im 18. Jahrhundert kann man deswegen von einer militärischen Unterschicht sprechen, weil die Gemeinen tatsächlich größtenteils aus der Unterschicht kamen, und eine gesonderte militärische Schicht schon deshalb zu bestehen schien, weil sie mit eigener Administration bis auf die Mikro-Ebene Kompanie und eigenen Auditeuren und Militärgeistlichen auf der Meso-Ebene Regiment auf den ersten Blick einen ‚Staat im Staate‘ bildeten. Ob diese Sonderung für die Gemeinen im täglichen Umgang im Standortquartier auch tatsächlich bestand, ist näher zu untersuchen. Durch die Kontakte im Bürgerquartier, durch die Arbeit der Freiwächter oder Stadtbeurlaubten<sup>1</sup> und der notwendigen Teilhabe am Sozialleben, z. B. der Kantonisten außerhalb der Exerzierzeit auf dem Lande, sind allerdings Zweifel angebracht. Auch die Verwendung des durch die Reichswehr begrifflich besetzten Ausdrucks ‚Staat im Staat‘ ist, obwohl schon ein Zeitbegriff, bedenklich.

Während Kroener<sup>2</sup> dafür plädiert, die klassischen Untersuchungsfelder (Besoldung, Verpflegung, Unterbringung, Bekleidung, Sanitäts-, Justiz- und Verwaltungswesen) zu untersuchen, schlägt Hansen für eine Sozialgeschichte des Militärs im 17./18. Jh. Folgendes vor: 1.) das Militär als Organisation zu untersuchen und die Entwicklung der taktischen Veränderungen und 2.) ein weiterer Untersuchungsgegenstand sei das Militär als Beruf, die Stellung des

---

<sup>1</sup> Der Begriff Freiwächter wird oft für beide Formen der Freistellung verwandt. Nach Berenhorst (S.179) war der Freiwächter nur frei von der Wache. Da er volle Zeit arbeiten konnte, erhielt er kein Traktament, hatte aber Anspruch auf Quartier und kleine Mondierung. Der Stadtbeurlaubte war wie der Kantonist, aber in die Stadt beurlaubt.

<sup>2</sup> B. R. Kroener, Soldat oder Soldateska, Sozialgeschichte militärischer Unterschichten in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in: MGFA Militärgeschichte, Probleme - Thesen - Wege, Stuttgart 1982, S. 103.

Einzelnen zur Organisation (Gründe des Eintritts, wirtschaftliche und soziale Lage und Zukunftsaussichten), die zentrale Frage sei aber das Verhältnis von Militär und Gesellschaft. "Hier wäre nicht nur das Verhältnis von Staatskunst und Kriegshandwerk [G. Ritter], die politische Kontrolle der bewaffneten Macht zu untersuchen, sondern ebenso müsste die wirtschaftliche Bedeutung des absolutistischen Heeres für den Aufbau des absolutistischen Staates analysiert werden; die wechselseitige Beeinflussung von Militär- und Bildungssystem müsste ebenso erforscht werden, wie der Einfluss geistesgeschichtlicher Strömungen auf das Selbstverständnis von Offizieren und Soldaten. In diesem Zusammenhang wäre auch zu untersuchen, welches Bild das Bürgertum vom Militär des 18. Jahrhunderts hatte [...]"<sup>3</sup>.

Eine Armee "steht nicht im leeren Raum. Sie lebt eingesponnen in einer Gesellschaft, von der sie Wertmaßstäbe, Erziehungsideale und -methoden bezieht"<sup>4</sup>, und auch das 'bewaffnete Individuum der Gesellschaft' ist keinesfalls unberührt von den kulturellen, wirtschaftlichen, sozialen und politischen Veränderungen der Zeitabläufe. Es muss daher untersucht werden, in welchem Zusammenhang 'Staats'-, Gesellschafts- und Wirtschaftsverfassung mit der Heeresverfassung im absolutistischen Brandenburg-Preußen standen, welche Abhängigkeiten und Beziehungen untereinander bestanden und welche Rolle die Gemeinen, Söldner oder Kantonisten, im altpreußischen System hatten. Welche sollten sie übernehmen und welche haben sie tatsächlich übernommen? Gehörten sie sozial, ökonomisch und nach ihrem zugeordneten Stand noch zu der zivilen Unterschicht im Gesellschaftssystem? Wie war ihre ständische Einordnung? Was war 'Unterschicht' in der altpreußischen Gesellschaft? Um solche Fragen im Kontext beantworten zu können, ist zunächst die altpreußische Gesellschaft darzustellen, um die Gemeinen sozial, ökonomisch und 'ständisch' in ihr zu orten.

Gründe einer 'Capitulation' sind, meist auch heute noch, wirtschaftlicher Art. Das macht es erforderlich, die Lebensverhältnisse und die wirtschaftliche Lage der Masse der militärischen Unterschicht darzustellen. Welche Wirtschaftspolitik verfolgte der

---

<sup>3</sup> E. W. Hansen, Zur Problematik einer Sozialgeschichte des deutschen Militärs im 17. und 18. Jahrhundert, in: HZ 1979, Berlin 1980, S.425 ff., hier S. 434.

<sup>4</sup> R. Bigler, Der einsame Soldat, Frauenfeld 1963, S. 72.

Monarch, welche Auswirkungen hatte das für die Unterschicht, wo wurde welche Arbeit angeboten und welches Lohn/Preisniveau hat es gegeben?

Die Anregung von Hansen aufgreifend, muss kurz dargestellt werden, welche religiösen und geistesgeschichtlichen Verhältnisse im 18. Jh. vorherrschten, um untersuchen zu können, ob der Gemeine als Angehöriger der Unterschicht davon tangiert gewesen sein könnte. Denn soziales Handeln wird auch durch kulturelle Rahmenbedingungen bestimmt.

Wesentlicher Punkt der Kritik in der Literatur über die altpreußische Armee ist die Werbung. Darauf verzichtete allerdings kein absolutistischer ‚Staat‘, die preußischen Werber hatten aber den mit Abstand schlechtesten Ruf, insbesondere war ihnen jeder Trick recht, um große Soldaten anzuwerben. War es nur die Marotte eines preußischen Königs, der dafür ‚Unsummen‘ ausgegeben hatte, oder welche Gründe hat es sonst gegeben? Die notwendige Ergänzung einer Organisation durch List, Trunk und Täuschung bei der ausländischen und Zwang bei der inländischen Werbung, die ‚Ausbildungsarbeit‘ mit Drill, Stockschlägen und einem ‚grausamen Militärstrafensystem‘ erklärt ungenügend den Bestand einer Organisation mit teilweise beachtlichen ‚handwerklichen‘ Erfolgen über einen Zeitraum von 150 Jahren. Wie kam es zu diesem Leistungsabfall „Von Roßbach bis Jena und Auerstedt“<sup>5</sup>?

Die Beherrschung des militärischen Handwerks hängt ursächlich mit der Ausbildung zusammen. Ist diese schlechter geworden? Die Ausbildung, insbesondere der Infanterie, kam gegen Ende des 18. Jh. immer mehr in die bürgerliche Kritik. Der Name ‚Stockpreuße‘ war schon ein Zeitbegriff, ‚Subordination<sup>6</sup>, Disziplin und Ordnung‘ wurden zu einem Sinnbegriff der Preußen. Prügelnde preußische Unteroffiziere und Offiziere sind auf Stichen von Zeitzeugen (Chodowiecki) festgehalten worden, so dass offenbar kein Zweifel aufkommt: In der preußischen Armee wurde bei jedem kleinen Vergehen geprügelt oder die Soldaten durch die berüchtigte Gasse gejagt. Die Feststellung, dass eine Armee nicht im leeren Raum steht, führt automatisch zu der Frage, ob denn ausschließlich in den

---

<sup>5</sup> Titel des Buches von C. Frh. v.d. Goltz: Von Roßbach bis Jena und Auerstedt, Berlin 1906.

<sup>6</sup> = Unterordnung / Gehorsam.

Armeen des 18. Jh. grausam geprügelt wurde und nicht in der Gesellschaft allgemein? Wenn durch das Bürgertum Kritik geübt wurde, scheint dort das Prügeln, zumindest in dieser Form, nicht üblich gewesen zu sein. Wer hat wem und wann das Prügeln in der altpreußischen Gesellschaft ‚erlaubt‘?

Die Militärsoziologie hat Antworten gegeben, warum Soldaten im II. Weltkrieg kämpften. Können sie zur Untersuchung der ‚Kampfmotivation‘ der Söldner und Kantonisten herangezogen werden? Da z. B. die Organisationsform Kompanie bis heute in ihrer Struktur kaum verändert worden ist, erscheint es erlaubt, moderne militärsoziologische Forschungsergebnisse über die Mannschaften einer ‚Kompaniegemeinschaft‘ (Bigler) auch auf den Gemeinen des Absolutismus zu übertragen. Die Angehörigen einer ‚Kompaniegenossenschaft‘ sollen am Beispiel einer Musketierkompanie untersucht werden. Dabei kann nur eine ganzheitliche Untersuchung aller ihrer Mitglieder, also das direkte militärische Umfeld der Gemeinen einschließlich ihrer Familien, der Ansatz sein. Soziales Handeln wird zwar zunächst bestimmt durch die Bedürfnisse und Intentionen der Individuen, hängt aber auch von der Erwartungshaltung der Umwelt und den Interaktionen mit ihr ab. Im Kontext dazu ergeben sich Zusammenhänge mit der Land- und Stadtgemeinde: z. B. bei der Unterbringung und Verpflegung. Wie das Gesinde wurde das Militär kostenlos untergebracht. Welche Zusammenhänge ergeben sich daraus, in welchem ‚Gesindeverhältnis‘ stand der Soldat, gab es auch Fürsorgeverpflichtungen, wie es beim Gesinde als Herrschaftsverpflichtung im Allgemeinen üblich war?

Welche Erwartungshaltung hatte der sich emanzipierende Bürger von den Gemeinen? Grundvoraussetzung für die Emanzipation ist die Selbsteinschätzung eines oder mehrerer individuellen Werte. Welche Werte hat das Bürgertum für sich in Anspruch genommen und welche hatte die militärische Unterschicht?

Die zivile und militärische Gesellschaft hatte darüber hinaus noch unterschiedliche Gerichtsstände, wobei einseitig die Strafen der militärischen Justiz als besonders grausam dargestellt worden sind: „Auch Berlin war der Schauplatz grausamster Soldatenmisshandlungen“<sup>7</sup>. Hier kann nur ein Vergleich zur zivilen Gerichtspraxis zu einer korrekten Einordnung der ‚Militärstrafen‘ führen.

---

<sup>7</sup> R. Glatzer, Berliner Leben 1648 – 1806, Berlin 1956, S. 186.

Die Untersuchung über das Sozialleben der Gemeinen soll mit der Schilderung über die Versorgung abgeschlossen werden. Wie hat der Kriegsherr Verpflegung, Verwundeten- und Krankenbehandlung sowie die Altersversorgung geregelt?

Bei der Darstellung über das Sozialleben der Gemeinen liegt der Schwerpunkt notwendigerweise auf der Friedenszeit und insbesondere auf den Verhältnissen bei der Infanterie. Dennoch ist es erforderlich, auf die Leistungen der Gemeinen im Kriege deshalb einzugehen, um die Effektivität der Friedensausbildung in ihrer ‚handwerklichen‘ Leistung beurteilen zu können. Es ist also die Frage zu beantworten, ob der Gemeine in der Friedensausbildung zweckmäßig gefordert und kriegsnah ausgebildet worden ist. Ein heute negativ besetzter Schlüsselbegriff dazu ist ‚Drill‘. Es muss aber zwischen Gefechtsdrill und Exerzierdrill unterschieden werden. Während Gefechtsdrill auch heute noch unstrittig eine notwendige und erforderliche Ausbildungsform ist, war der formale Exerzierdrill für die Ausbildung des Soldaten vor allem in den übersteigernden Formen im kaiserlichen Heer und in der Wehrmacht für den Gefechtsdienst völlig überflüssig. Mit welchem Drill wurde in der altpreußischen Armee ausgebildet (Zeitbegriff: dressieren!)?

Um die ‚handwerklichen‘ Leistungen zu beurteilen, eignen sich nur die ersten Gefechte eines Feldzuges, weil Erfahrungen aus den ersten Gefechten üblicherweise sofort in einer Armee umgesetzt werden. Auch ist der notwendige Ersatz für Verluste nicht mehr unter Friedensbedingungen ausgesucht und ausgebildet, sondern die Einstellungsnormen sind, z. B. hinsichtlich der Größe, stark gemindert worden, sodass spätere Gefechte zur Beurteilung der Friedensarbeit und -norm der Gemeinen nicht herangezogen werden können.



**Rainer Jacobs**

## Militärische Dienstpflichten in der Frühen Neuzeit

### Verfassungs- und sozialgeschichtliche Untersuchungen zur Landesdefension in den welfischen Territorien

Die Militärgeschichtsforschung zur Frühen Neuzeit konzentriert sich bis heute weitgehend auf die stehenden Heere der größeren deutschen Territorien. Die älteren genossenschaftlichen Verteidigungseinrichtungen, die in der Frühen Neuzeit weiter lebendig blieben, haben demgegenüber bislang nur wenig Beachtung gefunden.<sup>1</sup> In der Forschung werden sie meist unter dem Begriff Landesdefension zusammengefasst. Mein hier vorgestelltes Dissertationsprojekt möchte den Themenbereich Landesdefension für die welfischen Territorien aufgreifen und somit einen Beitrag dazu leisten, das Wissen über die vielfältigen Ausformungen<sup>2</sup> des territorialen Heerwesens<sup>3</sup> zu erweitern.

Das auf mittelalterlichem Rechtswesen<sup>4</sup> beruhende Landesdefensionswesen verpflichtete die Landeseinwohner zu einer Reihe von unterschiedlichen militärischen Diensten: 1.) Die Landbevölkerung

---

<sup>1</sup> Michael Busch, *Der Bauer als Soldat. Ein gescheitertes Konzept der Heeresaufbringung?*, in: *Klio in Uniform? Probleme und Perspektiven einer modernen Militärgeschichte der Frühen Neuzeit*, hrsg. von Ralf Pröve, Köln, Weimar, Wien 1997, S. 143-166, hier: S. 150.

<sup>2</sup> Für eine Ausweitung der Forschungsperspektive der Militärgeschichtsschreibung von den stehenden Heeren auf die anderen Wehrformen der Zeit, also etwa auf das Landesdefensionswesen, plädiert: Ernst Willi Hansen, *Zur Problematik einer Sozialgeschichte des deutschen Militärs im 17. und 18. Jahrhundert. Ein Forschungsbericht*, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 6 (1979), S. 425-460, hier S. 433. Der gleiche Appell auch bei Helmut Schnitter, *Forschungen zur deutschen Militärgeschichte vor 1789. Literaturbilanz und Aufgaben*, in: *Militärgeschichte* 25 (1986), S. 536-544, hier S. 543.

<sup>3</sup> Bernhard R. Kroener konstatiert eine höchst unterschiedliche Dichte und Qualität der Forschungen zum territorialstaatlichen Militärwesen, was eine notwendige umfassendere vergleichende Betrachtung noch nicht zulässt: Bernhard R. Kroener, *Vom "extraordinari Kriegsvolck" zum "miles perpetuus". Zur Rolle der bewaffneten Macht in der europäischen Gesellschaft der Frühen Neuzeit. Ein Forschungs- und Literaturbericht*, in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen*, 43 (1988), S. 141-188, hier S. 158.

<sup>4</sup> Gerhard Papke, *Von der Miliz zum Stehenden Heer. Wehrwesen im Absolutismus*, in: *Handbuch zur deutschen Militärgeschichte*, hrsg. vom Militär-geschichtlichen Forschungsamt, München 1979, Abschnitt I, S. 1-311, hier S. 66.

hatte zu Beginn der Frühen Neuzeit in Aufgebotten Militärdienst zu leisten. Im Laufe des 17. Jahrhunderts entwickelte sich aus den Aufgebotten über die Zwischenstufe des Ausschusses, der nur noch aus einem Teil des Aufgebots bestand, die Landmiliz. Sie wurde nach den Organisationsprinzipien der stehenden Truppen eingerichtet. 2.) Die Rittergutsbesitzer und die fürstlichen Beamten hatten Rossdienst zu leisten, also bei Gefahr eines feindlichen Einfalls die berittene Truppe zu stellen. Die Einwohner der Festungen dienten im Bürgermilitär. 3.) Weiterhin umfassten die militärischen Dienstpflichten die Stellung von Heerfahrt- und Rüstwagen, Schanzen- und Festungsbau und Waffenhaltung und -pflege.<sup>5</sup> Neben den persönlich zu leistenden Diensten hatten die Landeseinwohner verschiedene Abgaben zu Landesverteidigungszwecken zu entrichten.

Die Arbeit macht sich zur Aufgabe, die Entwicklung und Ausformung der frühneuzeitlichen Institutionen der Landesdefension in den welfischen Territorien unter verfassungs- und sozialgeschichtlichen Fragestellungen zu untersuchen. Dabei sollen die Dienstpflichten und Abgaben quantitativ und qualitativ erfasst werden. Die Beschreibung der Organisation und der Entwicklung des Landesdefensionswesens soll stets in die Geschichte des dualistischen Ständestaates bzw. absoluten Fürstenstaates eingeordnet werden. Sowohl die Interessenkonflikte zwischen den Landesherren und den Landständen bei militärischen Fragen als auch der Einfluss der Landesdefension auf den Ausbau der fürstlichen Zentralverwaltung oder auf Bereiche wie das Finanz- oder Steuerwesen sind Untersuchungsgegenstand. Außerdem ist nach der Rolle und der Bedeutung der Landesdefension im gesamten Militärwesen des Territoriums zu fragen. Dies lenkt den Blick auf das Nebeneinander von Landesdefension und geworbenen Truppen bzw. auf Interdependenzen zwischen diesen beiden Militärformen.

Daneben sollen unter Zugrundelegung sozial-, kultur- und alltagsgeschichtlicher Fragestellungen die Lebensumstände der Betroffenen untersucht werden. Hierbei geht es beispielsweise um die unmittelbaren Auswirkungen der verschiedenen Dienstpflichten. Es soll geklärt werden, wie hoch die Belastung war, wie sie bewäl-

---

<sup>5</sup> Gerhard Oestreich, Zur Heeresverfassung in den deutschen Territorien von 1500 bis 1800. Ein Versuch vergleichender Betrachtung, in: Forschungen zu Staat und Verfassung. Festgabe für Fritz Hartung, hrsg. von Richard Dietrich, Berlin 1958, S. 419-439, hier S. 421f.

tigt wurde, ob es Widerstände gab oder ob der Dienst in der Landesverteidigung als Schutz vor Rekrutierung in die stehenden Truppen sogar als wünschenswert angesehen wurde. Weitere Aspekte sind, ob bei der Dienstverpflichtung Rücksicht auf wirtschaftliche Interessen genommen wurde, ob bestimmte soziale Gruppen begünstigt wurden, wie groß die Motivation und der Zusammenhalt innerhalb der Truppe war und wie sich das Verhältnis zwischen den Landsoldaten und der Zivilbevölkerung bzw. zwischen den Landsoldaten und den Soldaten der geworbenen Truppen gestaltete. Auch der Frage, welche Wirkung das Landesdefensionswesen als Integrationsfaktor oder im Sinne einer Sozialdisziplinierung entfaltete, soll nachgegangen werden. In einer Gesamtschau soll schließlich erörtert werden, inwieweit das Landesdefensionswesen möglicherweise zu einer Militarisierung der Gesellschaft beitrug oder ob im Gegenteil durch das Landesdefensionswesen verstärkt zivile Normen und Verhaltensweisen in das Militärwesen der Frühen Neuzeit Eingang fanden.

*Rainer Jacobs*

E-Mail: [rainer.jacobs@web.de](mailto:rainer.jacobs@web.de)

## **Michael Kaiser und Stefan Kroll**

### **Forschungsprojekt Militär und Religiosität in der Frühen Neuzeit**

Ohne Frage zählt es zu den wesentlichen Funktionen eines wissenschaftlichen Arbeitskreises, seinen Mitgliedern regelmäßig die Gelegenheit zum Austausch, aber auch zur Kooperation zu ermöglichen. Der AMG bietet da, so meinen wir, eine ganze Menge. Inzwischen hat der Arbeitskreis erfreulicherweise einen so starken Zulauf erfahren, dass es uns sinnvoll erschien, auch über die alle zwei Jahre stattfindenden Forschungskolloquien/Tagungen hinaus gemeinsame Forschungsaktivitäten zu entwickeln. Wie den Mitgliedern bekannt ist, haben wir uns entschlossen, hier initiativ zu werden und ein Projekt zum Thema „Militär und Religiosität in der

Frühen Neuzeit“ vorzuschlagen. Zielsetzung war und ist die Herausgabe eines Sammelbandes, der in der Schriftenreihe des AMG erscheinen soll. Darüber hinaus besteht die feste Absicht, im Vorfeld eine Redaktionskonferenz („Workshop“) durchzuführen, auf der jeweils die vorläufigen Fassungen der Beiträge von den Projektbeteiligten diskutiert werden sollen. Im Anhang dokumentieren wir das Exposé, das allen Mitgliedern im Juni zusammen mit der Aufforderung, konkrete Themenvorschläge einzureichen, zugegangen ist. Die Resonanz auf unseren Aufruf war überaus positiv. Die zahlreichen Rückmeldungen haben uns in unserem Vorhaben bestärkt, zugleich aber auch dazu geführt, dass wir uns als Verantwortliche des Projekts gezwungen sahen, stärker lenkend einzugreifen, als das ursprünglich geplant war. So mussten wir leider auch einigen Interessenten eine Absage erteilen, um den inhaltlichen Zusammenhang des Bandes zu gewährleisten. Wir hoffen, mit dem Sammelband zum Thema „Militär und Religiosität in der Frühen Neuzeit“ der wissenschaftlichen Öffentlichkeit abermals die Leistungsfähigkeit unseres Arbeitskreises dokumentieren zu können.

### *Militär und Religiosität in der Frühen Neuzeit (Projektskizze)*

Seit einigen Jahren entwickelt sich eine neue Militärgeschichte, die sich unter Zuhilfenahme innovativer Fragestellungen neue Themenfelder erschlossen hat. Beispielsweise haben sozial- und kulturgeschichtliche Zugriffe die Militärgeschichte an die Geschlechtergeschichte, an die Stadtgeschichte und die historische Gewaltforschung herangerückt. Weitgehend unberücksichtigt ist bislang das Spektrum der Religion geblieben – angesichts einer immer noch engagiert geführten Diskussion um das Konzept der Konfessionalisierung ein erstaunlicher Befund. Hier will das Projekt „Militär und Religiosität in der Frühen Neuzeit“ ansetzen.

Auf den ersten Blick hat es den Anschein, dass zwei Bereiche zusammengeführt werden sollen, die miteinander kaum etwas zu tun haben. Das Konfessionelle Zeitalter lässt man gemeinhin mit der Mitte des 17. Jahrhunderts ausklingen, also genau dann, als der frühmoderne Fürstenstaat begann, ein Stehendes Heer aufzubauen und damit der Faktor Militär die Bedeutung erlangte, die ihm in der Geschichte zukam. Doch dass der Prozess der Konfessionalisie-

rung auf das sich institutionell verfestigende Militärwesen gar keinen Einfluss mehr haben konnte, weil die Konfessionalisierung das Stehende Heer gewissermassen „verpasste“, ist eine zunehmend fragwürdig werdende Annahme. Denn die verstärkt aufkommende Diskussion, wie weit die Konfessionalisierung eigentlich reichte, verschafft auch der Militärgeschichte eine neue Perspektive. Wenn man davon ausgeht, dass der Prozess der Konfessionalisierung bis ins 18. Jahrhundert hineinwirkte – andere wenden den Begriff der Konfessionalisierung sogar für das 19. Jahrhundert an –, stellt sich auch die Frage neu, wie die sich im späten 17. und 18. Jahrhundert entwickelnden Militärstrukturen vom Vorgang der Konfessionalisierung berührt waren.

Nur von Konfessionsbildung und Konfessionalisierung zu sprechen, bedeutet aber womöglich eine Verengung und droht eine Reihe von Fragestellungen auszuschließen. Insbesondere das bislang nur aufgeworfene, beileibe nicht abschließend geklärte Problem, inwieweit die Konfessionalisierung hauptsächlich von obrigkeitlicher Initiative getragen wurde, mithin eine Veranstaltung des Staates war, lässt es geraten erscheinen, den Begriff der Konfessionalisierung durch den der Religiosität zu erweitern. Hiermit soll vor allem eine mentalitätsgeschichtliche Dimension stärker betont werden, um nicht allein einen etatistischen Standpunkt einzunehmen, sondern auch das Verhältnis der Soldaten zu Konfession und Religion einzubeziehen.

Ein Wort zu den Quellen: Für sozial- und noch mehr für kulturgeschichtliche Fragestellungen erweist sich der Quellenbestand des 16. und auch noch des 17. Jahrhunderts als eher dürftig. Ganz offenkundig hat die Herausbildung des „miles perpetuus“ infolge einer immer stärkeren Institutionalisierung auch ein Mehr an einschlägigem Quellenmaterial hervorgebracht und überliefert. Dies dürfte zu einem erheblichem Teil zunächst Material obrigkeitlicher Provenienz sein (z. B. Edikte, Dienstvorschriften, gedruckte Feldgebete und -predigten und Regimentsgerichtsprotokolle). Doch auch für die Welt des einzelnen Militärs – sowohl des Offiziers wie auch des einfachen Soldaten – lassen Stichproben eine immer besser werdende Überlieferungssituation annehmen, so dass die Quellengrundlage auch für dieses thematische Spektrum ausreichend sein wird. Neben Selbstzeugnissen wie Tagebüchern und Lebensbeschreibungen ist hier vor allem an private Briefwechsel sowie

Zeugnisse für eine kollektive Identität wie Soldatenlieder zu denken.

Im Folgenden wird versucht auszuloten, in welchen Aspekten sich diese Thematik konkretisieren lässt.

- Wie oben angedeutet, stellt sich die Frage nach einer Konfessionalisierung in den Heeren des 17. und 18. Jahrhunderts neu. Daher bleibt aus einem durchaus etatistischen Blickwinkel zu fragen, ob es für die Kriegsherren zum Ende des Ancien Régime von Bedeutung war, welcher Konfession ihre Soldaten angehörten. Komplementär dazu ist zu fragen, ob es für die Soldaten von Belang war, welcher Konfession ihr Kriegsherr angehörte. Hieraus lassen sich womöglich weitere Erkenntnisse über die Motivation des Kriegsherren bei der Soldatenwerbung wie auch Beweggründe des Soldaten ausmachen, warum er Kriegsdienste annahm oder eben desertierte.
- „Ohne Gottesfurcht ist der Soldat ein wildes Thier“: Religiosität besaß für das Militär nie nur eine legitimatorische Funktion im Sinne einer Kriegssanktionierung, sondern war immer auch ein Mittel zur Erziehung und Disziplinierung der Soldaten. In welcher Weise dieser erzieherische Effekt erzielt werden sollte und welchen Erfolg diese Bemühungen hatten, wäre eigens zu untersuchen.
- Religiosität darf aber nicht nur als Druck- oder Zwangsmittel gegenüber den Soldaten verstanden werden. Zu thematisieren wäre ebenfalls die positive Wirkung der Religiosität, etwa für die Motivation der Soldaten, in den Krieg zu ziehen und dort Leib und Leben zu riskieren. Dabei wäre auch eine Unterscheidung in Kriegs- und Friedenszeiten sinnvoll. Ebenso dürfte eine Rolle spielen, in welche Konflikte die Soldaten verwickelt wurden (Türkenkriege, Konflikte innerhalb/außerhalb des Reiches, innerhalb des Territoriums).
- Im Kontext einer solchen Fragestellung stellt sich auch die Frage, wie das Thema Religiosität und Militär auf der Diskursebene behandelt wurde. Besonderes Interesse sollte auch die Kriegspropaganda auf sich lenken, insofern deren Adressaten nicht nur die Bevölkerung insgesamt, sondern auch die Soldaten selbst waren. Gerade an dem Punkt wäre

abzuwarten, ob sich Argumentationsmuster vom späten 16. über das 17. bis hin ins 18. Jahrhundert hinein veränderten oder eben konstant blieben. Auch das Problem, wie lange es überhaupt „Religionskriege“ gab, dürfte dabei erneut auftauchen.

- Diesem eher etatistischen Ansatz gegenüber bleibt zu fragen, wie sich das religiöse Leben in der Militärgesellschaft entwickelte? Welche Medien standen dafür zur Verfügung? Gab es eine spezifische soldatische Religiosität? Hier wäre auch zu untersuchen, inwieweit orthodoxe religiöse Vorstellungen, die durch obrigkeitliche Initiativen zur Konfessionalisierung gefördert wurden, auf Elemente einer Volksreligiosität samt den magischen Praktiken stießen, die gerade unter den Soldaten stets eine große Rolle gespielt haben.
- Speziell wäre die Rolle der Feldgeistlichen zu thematisieren, also einer Institution, die bereits im 16. Jahrhundert auftaucht, aber erst ab dem späten 17. Jahrhundert wirklich flächendeckend in Erscheinung getreten ist.

Angesichts des bisher völlig unzulänglichen Forschungsstandes ist der geplante Sammelband weit davon entfernt, ein vollständiges Bild bieten zu können. Gleichwohl versteht er sich als Anstoß, ein noch weitgehend unbestelltes Forschungsfeld zu vermessen. Die hier vereinigten Studien verstehen sich als eine erste Bestandsaufnahme, die keineswegs enzyklopädisch sein will, sondern anhand von Einzelbeispielen die Komplexität und Schwierigkeit des Themas, aber auch mögliche Lösungsansätze veranschaulichen soll. Zudem erscheint es auch in diesem frühen Forschungsstadium sinnvoll, nicht nur die Verhältnisse im Alten Reich zu beleuchten, sondern auch den Blick auch über seine Grenzen hinaus zu führen.

### *Einführende Literaturhinweise zum Themenkomplex Militär und Religiosität in der Frühen Neuzeit*

Die folgenden Arbeiten stellen nur einen kleinen Teil der hier in Frage kommenden Literatur dar. Sie illustrieren den Forschungsstand vor allem für die Situation in Mitteleuropa. Gleichwohl wird dabei oftmals deutlich, wie dürftig der Kenntnisstand derzeit noch ist.

*Blessing*, Werner K.: Kirchen und Krieg. Zur religiösen Deutung und Bewältigung außergewöhnlicher Zeit von der konfessionellen zur nationalen Epoche, in: Neue Wege der Ideengeschichte. Festschrift für Kurt Kluxen zum 85. Geburtstag, hrsg. von Frank-Lothar Kroll, Paderborn 1996, S. 151-172.

*Blitz*, Hans-Martin: Aus Liebe zum Vaterland. Die deutsche Nation im 18. Jahrhundert, Hamburg 2000 (insbesondere S. 147-187).

*Boll*, Friedhelm (Hrsg.): Volksreligiosität und Kriegserleben (Jahrbuch für historische Friedensforschung, 6), Münster 1997.

*Burkhardt*, Johannes: Religionskrieg, in: Theologische Realenzyklopädie, Bd. 28/Lieferung 5, Berlin/New York 1997, S. 681-687.

*Burkhardt*, Johannes: Abschied vom Religionskrieg. Der Siebenjährige Krieg und die päpstliche Diplomatie (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom, 61), Tübingen 1985.

*Gembruch*, Werner: Menschenführung im preußischen Heer von Friedrich dem Großen bis 1806, in: ders.: Staat und Heer. Ausgewählte historische Studien, hrsg. von Johannes Kunisch (Historische Forschungen, 40), S. 169-186.

*Greyerz*, Kaspar von: Religion und Kultur. Europa 1500-1800, Göttingen 2000.

*Kaiser*, Michael: Cuius exercitus, eius religio? Konfession und Heerwesen im Zeitalter des Dreißigjährigen Kriegs, in: Archiv für Reformationsgeschichte 91 (2000), S. 316-353.

*Krusenstjern*, Benigna von: Seliges Sterben und böser Tod. Tod und Sterben in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, in: Zwischen Alltag und Katastrophe. Der Dreißigjährige Krieg aus der Nähe, hrsg. v. Benigna von Krusenstjern und Hans Medick in Zusammenarbeit mit Patrice Veit (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 148), Göttingen 1999, S. 469-496.

*Repgen*, Konrad: What is a 'Religious War'?, in: Politics and Society in Reformation Europe. Essays for Sir Geoffrey Elton on his Sixty-Fifth Birthday, hrsg. v. E. I. Kouri u. Tom Scott, New York 1987, S. 311-328.

*Roeck*, Bernd: Der Dreißigjährige Krieg und die Menschen im Reich. Überlegungen zu den Formen psychischer Krisenbewältigung in



der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in: Bernhard R. Kroener u. Ralf Pröve (Hrsg.), *Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit*, Paderborn 1996, S. 265-279.

*Rudolph*, Hartmut: *Das evangelische Militärkirchenwesen in Preußen. Die Entwicklung seiner Verfassung und Organisation vom Absolutismus bis zum Vorabend des I. Weltkrieges (Studien zur Theologie und Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts, 8)*, Göttingen 1973.

*Schindling*, Anton: *Konfessionalisierung und Grenzen der Konfessionalisierbarkeit*, in: Ders. u. Walter Ziegler (Hrsg.), *Die Territorien des Reichs im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Land und Konfession 1500-1650, Bd. 7: Bilanz - Forschungsperspektiven - Register*, Münster 1997, S. 9-44.

*Schmidt*, Heinrich Richard: *Sozialdisziplinierung? Ein Plädoyer für das Ende des Etatismus in der Konfessionalisierungsforschung*, in: *Historische Zeitschrift* 265 (1997), S. 639-682.

*Sikora*, Michael: *Disziplin und Desertion. Strukturprobleme militärischer Organisation im 18. Jahrhundert (Historische Forschungen, 57)*, Berlin 1996.

*Dr. Michael Kaiser*

E-Mail: [Michael.Kaiser@uni-koeln.de](mailto:Michael.Kaiser@uni-koeln.de)

*Dr. Stefan Kroll*

E-Mail: [stefan.kroll@philfak.uni-rostock.de](mailto:stefan.kroll@philfak.uni-rostock.de)

**Ralf Blank**

## Die Schlosskanonen von Hohenlimburg Artilleriegeschütze mit einer wechselvollen Geschichte

Zwischen 1996 und 2000 wurden vier historische Geschütze, die sich seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf dem westfälischen Schloss Hohenlimburg befinden, restauriert und neu lafettiert.<sup>1</sup> Die Koordination des Projekts erfolgte durch das Historische Centrum Hagen. Als Fachwissenschaftler für Militär- und Technikgeschichte konnte Prof. Dr. Volker Schmidtchen (Ruhr-Universität Bochum) als Berater gewonnen werden. Parallel zur Restaurierungsmaßnahme erfolgte die eingehende wissenschaftliche Erforschung der vier Kanonen, die als „Wahrzeichen“ der Region gelten. Die Ergebnisse des Forschungsprojekts erschlossen eine bemerkenswerte Geschichte und einen außergewöhnlichen historischen Hintergrund.

Eine typologische Untersuchung der gusseisernen Geschützrohre ergab, dass es sich ursprünglich um Schiffsartillerie mit jeweils sechs Pfund Kugelgewicht gehandelt hat. Aufgrund der sorgfältigen Restaurierung der Geschützrohre in der Zentralen Restaurierungswerkstatt des Westfälischen Museumsamts (Gelsenkirchen-Horst) konnten unter den flächendeckenden Korrosionszonen selbst rudimentär erhaltene Einritzungen und Schlagmarken freigelegt werden.<sup>2</sup> Erst diese nach modernen wissenschaftlichen und technischen Verfahren durchgeführten Arbeiten ermöglichten die Rettung wichtiger Details, die bei einer konventionellen Überarbeitung mit Sicherheit für immer verloren gegangen wären. Neben einigen für die Datierung und den Produktionsort relevanten Kennzeichnungen handelt es sich um eingeschlagene Anker, eine Anzahl von wahrscheinlich durch die früheren Geschützbedie-

---

<sup>1</sup> Die Kanonen befinden sich im Besitz des Fürsten zu Bentheim-Tecklenburg. Am Projekt waren das Historische Centrum und die Untere Denkmalschutzbehörde der Stadt Hagen, der Landschaftsverband Westfalen-Lippe mit dem Westfälischen Museumsamt und das Westfälische Landesmuseum für Handwerk und Technik in Hagen, der Förderkreis Deutsches Kaltwalzmuseum e.V. und der Verein für Orts- und Heimatkunde Hohenlimburg e.V. beteiligt.

<sup>2</sup> Die Oberflächenbehandlung erfolgte mittels einer speziellen Abstrahltechnik durch zerriebene Walnussschalen.

nungen vorgenommene Markierungen und mehrere nicht verifizierbaren Einritzungen. Die Restaurierung befreite die vier Geschützrohre auch von den dicken Farb- und Schmutzschichten, die für eine historische Analyse wichtige typologische Merkmale der Rohre bisher überdeckten. Dadurch war es erstmalig möglich, die vier Kanonen einer geschützkundlichen Untersuchung zu unterziehen.

Zwei nahezu gleichartige Kanonenrohre wurden im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts als Exemplare einer 1786 aufgelegten französischen Schiffsartillerie-Serie produziert. Die birnenförmig ausgeführten Zündpfannen verweisen ebenfalls auf die französische Herkunft der beiden Geschütze. Als technische Neuerung für Gusseisenrohre erhielt diese Produktionsserie an den Schildzapfen U-förmige Angusscheiben nach dem 1767 zunächst für Bronzerohre eingeführten System Gribeauval. Dadurch sollte nach dem Abfeuern das „Springen“ der Rohre in den Lafetten verhindert und somit auch das genauere Zielen ermöglicht werden.<sup>3</sup> An den beiden Hohenlimburger Geschützrohren nach dem System Gribeauval, wie auch an den weiter unten beschriebenen zwei anderen Rohren, sind nachträglich angebrachte Visiereinrichtungen, Einkerbungen für „Kimme und Korn“ sowie entsprechende Befestigungsbohrungen vorhanden. Die Restaurierung der Oberflächen erbrachte besonders auf diesen beiden Rohren zahlreiche Einritzungen und Schlagmarken. Beide Rohre zeigen im Mittelteil eingeschlagene symbolisierte Anker, die auf den maritimen Zusammenhang ihrer ursprünglichen Funktion verweisen. Auf einem Schildzapfen war die als Gussnummer anzusprechende Zahl 1625 freigelegt worden. Am äußeren Rand des Stoßbodens eines Rohres ist in Form einer Buchstabenkombinationen die Geschützmanufaktur Creusot ablesbar. An den Stoßböden von beiden Rohren ermöglichen weitere Schlagmarken die genaue Datierung in das Jahr 2 [AN II] bzw. 4 [L'AN 4] des französischen Revolutionskalenders, d. h. 1793 und 1795. Somit handelt es sich bei zwei der vier Schlosskanonen um Geschützrohre, die während der französischen Revolution hergestellt wurden. Zu dieser Zeit verfügte Frankreich über eine noch schlagkräftige Flotte, die erst 1805 in der Schlacht von Trafalgar von der englischen Seemacht endgültig geschlagen werden konnte.

---

<sup>3</sup> Zur Schiffsartillerie s. besonders Wolfram zu Mondfeld, Anton Baierlein und Marietta Klingnbrunn, *Schiffsgeschütze 1350-1870*, Herford 1988, hier S. 209.

Derartige Sechspfänder in Form von Kurzrohrgeschützen stellten um 1800 die mittelschwere Marineartillerie dar. Sie wurden zu- meist als Nahkampfgeschütze auf Back und Schanz sowie auf den Oberdecks der Breitseiten von Großkampfschiffen aufgestellt. Bei kleineren Schiffen und auf Fregatten dienten Sechspfänder in der Regel als Hauptartillerie bzw. als zusätzliche Deckbewaffnung.<sup>4</sup>

Die Datierung und historische Einordnung des dritten Geschützes von Schloss Hohenlimburg gestaltet sich ungleich schwieriger. Vom Typus und der Ausführung entspricht es gusseisernen Roh- ren, die von schwedischen Gießereien seit dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts unter anderem für die französische Marine produ- ziert wurden.<sup>5</sup> Als Besonderheit zeigt das Rohr auf den Schildzap- fen angebrachte Marken, und zwar den Buchstaben H und die Zahl 59. Diese Markierungen lassen sich möglicherweise als Zeichen und Gießnummer der in Schweden ansässigen Geschützmanufaktur Husery Bruk identifizieren. Das runde Zündloch wurde nachträg- lich mit Bronze ausgebucht, um ein vorzeitiges Ausbrennen zu verhindern. Als einziges Rohr des Ensembles zeigt das Exemplar auf der Mündung eine mitgegossene, dreieckig profilierte Visier- einrichtung. Eine Datierung des Geschützes in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts kann angenommen werden.

Von besonderem Interesse ist jedoch das vierte Geschütz, das be- reits aufgrund seines Erscheinungsbildes auf ein höheres Alter hin- deutet. Es handelt sich dabei um ein durch kräftige Verstärkungsringe gegliedertes Gusseisenrohr mit flachem Stoßbo- den sowie einer quadratisch eingerahmten Zündpfanne. Vom Typ entsprechende Rohre waren charakteristische Produkte der schwe- dischen Gießereien im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts.<sup>1</sup> Von ei- ner Datierung in die Zeit vor bzw. um 1700 kann bei dem

---

<sup>4</sup> Ebd., S. 212 f.

<sup>5</sup> Ebd., S. 203 f. Das Rohr korrespondiert typologisch mit der französischen Serie von 1700, während die Manufakturmarke auf die schwedische Herkunft verwei- sen könnte. Frankreich bezog im 18. Jahrhundert ein Teil der kleineren Kaliber bis zu 6 Pfund besonders aus schwedischen Manufakturen.

<sup>1</sup> Im Gegensatz zu den niederländischen Gusseisenrohren des 17./18. Jahrhunderts, die jeweils zwei Paare von Verstärkungsringen auf beiden Seiten der Schildzapfen aufweisen, besaßen die schwedischen Rohre stets nur jeweils einen Verstärkungs- ring auf beiden Seiten des Mittelteils.

Hohenlimburger Exemplar ohne Zweifel ausgegangen werden.<sup>2</sup> Als „Finbanker“ wurden solche Geschützrohre im 17. Jahrhundert in Europa weit verhandelt und fanden als Bewaffnung auf Schiffen unterschiedlicher Nationen und Stadtstaaten eine Verwendung. Da derartige frühe Eisenrohre durch Rostfraß und einer geringen Sprungfestigkeit selten bis in die heutige Zeit überliefert blieben, handelt es sich bei dem rund 300 Jahre alten Kanonenrohr nicht nur aufgrund des für Schiffsgeschütze völlig untypischen Standorts auf einem westfälischen Schloss tief im Binnenland um eine wirkliche Rarität.<sup>3</sup>

Als Marineartillerie waren die Rohre ursprünglich in Kasten- bzw. Wangenlafetten befestigt sowie mit dem Schiffskörper vertaut. Die 1956 von „Heimatsfreunden“ letztmalig überarbeitete und im Zuge der Restaurierungsmaßnahme im Jahr 2000 ersetzte Lafettierung entsprach allerdings mit Sicherheit nicht dem Zustand dieser Geschütze zu Beginn des 19. Jahrhunderts.<sup>4</sup> Obgleich es sich bei den vier Schlosskanonen eigentlich um Schiffsgeschütze gehandelt hat, ist die im Jahr 2000 in den Werkstätten des Westfälischen Freilichtmuseums Hagen nach Originalplänen detailgenau fertiggestellte neue Lafettierung im historischen Kontext belegbar. Es handelte sich um eine Feldlafette nach dem französischen System Gribeauval und in der Ausführung von 1808. Das 1767 eingeführte Artilleriesystem des Jean Baptiste de Gribeauval bedeutete eine militärtechnische Revolution.<sup>5</sup> Durch die Verwendung mobiler

---

<sup>2</sup> Für eine Datierung in die 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts sprechen die quadratische Einrahmung der Zündpfanne, wie sie bei Bronze- und Gusseisengeschützen ausschließlich im 17. Jahrhundert üblich war, sowie die kräftigen Verstärkungsringe, die bei Gusseisenrohren Anfang des 18. Jahrhunderts zugunsten einer glatten u. schlichten Oberflächengestaltung fortfielen; siehe hierzu Mondfeld u.a. (wie Anm. 3), S. 59.

<sup>3</sup> Ralf Blank, Spurensuche aus vollem Rohr. Die Hohenlimburger Schlosskanonen als Objekte der historischen Forschung, in: Hagener Impuls, (1996) H. 16, S. 1-18.

<sup>4</sup> Erst eine verfälschende Lackierung der Lafetten mit einem weiß-roten Streifenmuster, das eindeutig nicht den historischen Vorbildern im 19. Jahrhundert entsprach, bedeutete 1974 eine Zäsur und machte die Schlosskanonen bis 1996 vom Erscheinungsbild zu historisch fragwürdigen Objekten.

<sup>5</sup> Hierzu Howard Rosen, Le Systeme Gribeauval et la Guerre Moderne in: Revue Historique de Armées 2 (1975) H. 3, S. 28-36. Siehe auch J. Jobe, H. Lachouque, Ph.-E. Cleator, D. Reichel, Histoire Illustrée De L'Artillerie, Lausanne 1981. Das System Gribeauval wurde auch in andere Armeen eingeführt, so z. B. 1809 in der US-amerikanischen Artillerie. Dieser Rohr- und Lafettenstandard bedeutete für das 18./19. Jahrhundert eine grundsätzliche Veränderung im Artilleriewesen und

Artillerieeinheiten und die Konzentration auf standardisierte Geschütztypen mit verbesserten Eigenschaften und genormten Lafetten nach dem Baukastenprinzip wurde die Schlagkraft des französischen Heeres erheblich gesteigert. Unter Napoleon Bonaparte, der bekanntlich Artillerieoffizier war, kam es seit 1805 zu einem forcierten Ausbau sowie zur Neuorganisation des Artilleriewesens. In der Feldartillerie wurden die bisher verwendeten 4 und 8 Pfünder zugunsten eines leistungsstarken mittleren Geschütztyps ersetzt. Das Standardgeschütz der napoleonischen Feldartillerie besaß fortan 6 Pfund Kugelgewicht und erhielt Lafetten nach dem System Gribeauval. Um den aufgrund der napoleonischen Feldzüge gestiegenen Bedarf der französischen Armee zu decken, musste auf Beutegeschütze sowie Schiffsartillerie zurückgegriffen werden.<sup>6</sup> Nach ihrer Niederlage in der Schlacht bei Trafalgar war die französische Marine gegenüber der britischen Seemacht ohnehin relativ bedeutungslos geworden, so dass eine Schwächung der Schiffsartillerie gerade auch bei den kleineren Kalibern von 6 Pfund nicht ins Gewicht fiel.

Wie gelangten die zu Feldartillerie umgerüsteten Schiffsgeschütze auf das westfälische Schloss Hohenlimburg? Aufgrund von bisher fehlenden Quellennachweisen, die eine Übergabe der Kanonen an den damaligen Landesherrn, der 1817 in den erblichen Fürstenstand erhobene Emil Friedrich I. von Bentheim-Tecklenburg, belegen, müssen Indizien und Überlieferungen herangezogen werden. Erstmals fanden die Geschütze eine Erwähnung in Publikationen unmittelbar nach den Befreiungskriegen.<sup>7</sup> Anlässlich Geburtstagsfeiern und Empfängen des Fürstenhauses dienten die Schlosskanonen als Salutgeschütze. Es spricht vieles dafür, so auch die

---

begründete eine neue Generation von mobilen sowie leistungsfähigen Feldgeschützen.

<sup>6</sup> Hierzu Georg Ortenburg, *Waffe und Waffengebrauch im Zeitalter der Kabinettskriege*, Koblenz 1986 (= *Heerwesen der Neuzeit*, Bd. 2, hrsg. v. Georg Ortenburg), S. 76 u. ders., *Waffe und Waffengebrauch im Zeitalter der Revolutionskriege*, Koblenz 1988 (= *Heerwesen der Neuzeit*, Bd. 3, hrsg. v. Georg Ortenburg), S. 80.

<sup>7</sup> Bereits seit dem Spätmittelalter zur Verteidigung sowie in der 1. Hälfte des 18. Jh. als Salutkanonen befanden sich eine Anzahl von Geschützen auf Schloss Hohenlimburg. Offensichtlich bestanden sie jedoch aus Bronze, wie das Einschmelzen eines zerstörten Rohres sowie der beabsichtigte Verkauf des so gewonnenen Metalls im Jahr 1746 belegt; vgl. Blank, *Spurensuche* (wie Anm. 8), S. 4.

Überlieferung im Bentheim-Tecklenburgischen Fürstenhaus,<sup>8</sup> dass die Kanonen als preußische Kriegsbeute dem Fürsten Emil Friedrich I. überlassen worden waren. König Friedrich Wilhelm III. sowie der Kronprinz besuchten unter anderem 1817 und 1819 die damalige fürstliche Hauptresidenz Schloss Hohenlimburg.

Bis 1996 waren die Schlosskanonen in laienhaft nachgebildeten Feldlafetten eingelassen. Als einzige historische Bauteile ließen sich Beschläge nachweisen, die von preußischen Feldlafetten der Bauserie M 42 (1842) stammen. Das Vorhandensein preußischer Lafettenteile verwundert angesichts des historischen Zusammenhangs der Schlosskanonen nicht, denn im Mai 1849 wurden die vier Geschütze nach Iserlohn geschafft. Dort fand der "Iserlohner Aufstand" statt, wobei die Schlossartillerie in die verbarrikadierte Stadtbefestigung eingebaut wurde. Nach der blutigen Niederschlagung des Aufstands durch aus Dresden herangeführte preußische Linieninfanterie blieben die vier Geschütze drei Jahre vor dem Iserlohner Zeughaus unter militärischer Aufsicht stehen. Nach ihrer Rückkehr waren die Lafetten stark beschädigt, so dass eine Neuauferfertigung notwendig erschien. Wahrscheinlich bediente man sich dabei der zur damaligen Zeit aktuellen Lafettierung der preußischen Artillerie.

Die Hohenlimburger Kanonen befinden sich heute wieder auf dem westfälischen Schloss bei Hagen. Dort sind sie in den früheren Remisen geschützt untergebracht und können von den zahlreichen Besuchern besichtigt werden. Neben ihrer Funktion als „Wahrzeichen“ stellen sie weltweit zurzeit die wohl genauesten Rekonstruktionen von Feldgeschützen nach dem System Gribeauval aus der Zeit um 1800 dar.

*Ralf Blank*

E-Mail: [ralf.blank@historisches-centrum.de](mailto:ralf.blank@historisches-centrum.de)

---

<sup>8</sup> Nach Auskunft von Fürst Moritz Casimir von Bentheim-Tecklenburg an den Verf. stammen die Hohenlimburger Schlosskanonen vom Schlachtfeld bei Belle Alliance bzw. Waterloo am 18. Juni 1815. König Friedrich Wilhelm III. soll die Kanonen Fürst Emil Friedrich I. von Bentheim-Tecklenburg aus der Kriegsbeute als Schenkung überlassen haben. Im Bentheim-Tecklenburgischen Familienbesitz befinden sich auch Kanonenkugeln von diesem Schlachtfeld.

## Gundula Gahlen und Olaf Gründel

### Kataster zur Schlacht bei Wittstock von 1636

Im Rahmen eines gemeinsamen Projektes des Lehrstuhls für Militärgeschichte der Universität Potsdam und des Brandenburgischen Landesmuseums für Ur- und Frühgeschichte ist die Erarbeitung eines Schlachtfeldkatasters für das Land Brandenburg geplant. Ähnliche Projekte in anderen Ländern, wie das „Battlefield Register“ des English Heritage, lieferten hierzu Anregungen. Die Notwendigkeit eines solchen Verzeichnisses ergibt sich aus der bisher bestehenden Diskrepanz zwischen der hohen Bedeutung einer bewaffneten militärischen Auseinandersetzung, die keinesfalls nur in militärtaktischer Hinsicht, sondern vor allem in ihren politischen Konsequenzen und ihren sozialen Auswirkungen gesehen werden muss, und ihrer Würdigung als „Ort der Geschichte“. So ist die genaue Lage zahlreicher Schlachtfelder bis heute weitgehend unbekannt. Herausragendes Beispiel ist hier die vieldiskutierte Schlacht im Teutoburger Wald, die erst vor einigen Jahren in Niedersachsen lokalisiert werden konnte. Schlachtfelder stellen darüber hinaus mit ihren zu erwartenden materiellen Hinterlassenschaften Bodendenkmale dar, die in ihrer Bedeutung Siedlungs- und Grabfunden in nichts nach stehen.

Im Rahmen des Gesamtprojektes wird zunächst am Beispiel der Schlacht von Wittstock im Dreißigjährigen Krieg die Bearbeitungsmöglichkeit eines solchen Katasters aufgezeigt. Die sich ergebenden Perspektiven werden ausgelotet. Wenn auch nicht so bedeutend wie die Schlachten von Nördlingen, Lützen oder Breitenfeld, ging von Wittstock doch ein Signal für den weiteren Fortgang des Krieges aus. Im Herbst 1636 befand sich das schwedische Heer unter Banér in ausgesprochen misslicher Lage. Seit dem Prager Frieden hatte Schweden in Norddeutschland keine Verbündeten mehr. Mit dem Ziel, die Schweden endgültig aus dem Reich zu vertreiben, rückten kaiserliche und sächsische Truppen heran. Durch kluges Manövrieren gelang es Banér, die Heere der Verbündeten zu trennen. Am 4. Oktober 1636 stellte er sich trotz der schwedischen zahlenmäßigen Unterlegenheit bei Wittstock an der Dosse den Kaiserlichen, die unter dem Befehl von Hatzfeld stan-



den, zur Schlacht. Diese platzierten sich in gut ausgebauter Stellung auf einem Hügel. Banérs Plan war, mit einem Teil seines Heeres den Feind durch einen Scheinangriff aus seiner Position zu locken und mit einem weiteren Teil im walddreichen Gelände ungesehen in beide Flanken zu gelangen. Da die zur Umfassung entsandten Verbände ihren Part nur mit großer Verzögerung erledigten und das schwedische Heer stärkere Attacken als erwartet von den Kaiserlichen auszuhalten hatte, war der Ausgang der Schlacht lange Zeit ungewiss. Am Ende stand dann aber ein triumphaler Sieg für die Schweden, sie erbeuteten den gesamten Tross und die militärische Ausrüstung des Feindes. Schweden zeigte sich als militärische Macht, die mit ihren Kräften noch längst nicht am Ende war.

In einem ersten Arbeitsschritt wurde der Verlauf der Schlacht rekonstruiert. Dazu wurden alle zur Verfügung stehenden Quellen herangezogen. Bild- und Schriftquelle, Primär- und Sekundärdarstellung wurden gegeneinander gestellt und verglichen. Diese Arbeit wurde von einer Reihe von Archiven und Bibliotheken in ganz Deutschland unterstützt. Die bearbeiteten Quellen wurden in einem Corpus zusammengefasst, um somit eine möglichst vollständige Sammlung zu erhalten. In vergleichender Perspektive können auf dieser Grundlage Realität des Ereignisses und borussischer Mythos der Historiographie gegeneinander abgewogen und im Ergebnis zu einer objektiven Darstellung des Ereignisses führen. In einem zweiten Schritt ist in Zusammenarbeit mit dem Amt für Militärisches Geowesen die Verortung des Schlachtfeldes vorgesehen und damit verbunden die Erstellung eines entsprechenden Kartenwerks, welches dann den Mitarbeitern des Museums für Ur- und Frühgeschichte zur Verfügung gestellt wird. Im Ergebnis können so Einblicke in die „soziale Dimension“ einer Schlacht gewonnen werden. Aus medizinhistorischer Sicht sind etwa Aussagen über die Anzahl der Opfer genauso wie über die Arten der Verwundungen zu erwarten. Die Auswertung von Abortanlagen wiederum ließe Erkenntnisse über die Versorgung der Armeen des Dreißigjährigen Krieges zu.

Neben der archäologischen Verwendung ist auch an eine mögliche touristische Nutzung der Arbeitsergebnisse zu denken. So kann an den hohen Besucherzahlen, die z.B. das Museum des Dreißigjährigen Krieges in Wittstock bisher aufweisen kann und mit dem eine Zusammenarbeit geplant ist, das Interesse vieler Besucher dieser

Region an militärgeschichtlichen Wirkungszusammenhängen abgelesen werden. Die Schlacht bei Wittstock - das Gleiche gilt etwa für die Schlachten von Fehrbellin und Großbeeren - wurde in der bisherigen Geschichtsschreibung oft mystifiziert und hat einen hohen Stellenwert im kollektiven Gedächtnis der Region. Eine wissenschaftlich fundierte und gleichzeitig touristisch wirkungsvolle Präsentation der Ergebnisse, etwa in Form von Ausstellungen oder Publikationen, wird so eine wichtige Bereicherung für die Kulturlandschaft der Prignitz, aber auch ganz Brandenburgs sein.

Gundula Gahlen M.A.

E-Mail: [g.gahlen@freenet.de](mailto:g.gahlen@freenet.de)

Olaf Gründel

E-Mail: [gruendel@uni-potsdam.de](mailto:gruendel@uni-potsdam.de)

### Jan Schlürmann

## Die Schleswig-Holstein-Gottorfischen Auxiliärtruppen im Spanischen Erbfolgekrieg – Ergebnisse einer Untersuchung

(Abgeschlossene Staatsexamensarbeit, betreut von Prof. Dr. Thomas Riis, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel)

Das kleine schleswig-holstein-gottorfische Staatswesen und seine Miliz nahm eine Sonderstellung innerhalb der Reiches ein. Mit seinem über die nördliche Reichsgrenze hinausragenden Territorium und konfrontiert mit der äußerst beschränkenden Tatsache, nur im Verein mit dem dänischen König Landesherr zu sein, waren die Aussichten für diese Seitenlinie des Oldenburger Hauses sehr gering, armierter Souverän nach Vorbild südlich gelegener Reichsstände zu werden. Nur der zunächst glücklichen Verbindung mit Dänemarks Erzfeind Schweden verdankte Herzog Friedrich IV. (1694-1702) die Bestätigung des *ius armorum, armandiae, foederum et fortitalorum*, wie es der Vertrag von Traventhal (1700) ausführlich nannte.

Dabei reichten die Anfänge gottorfischer Truppenaufstellungen bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts zurück. Aber erst die europäischen Kriegsjahre 1700-1720 ermöglichten letztlich den Unterhalt eines rund 5.000 Mann zählenden Heeres samt eines ausgedehnten Festungssystems, der dänischen Truppen den Weg über die westliche Eider versperrte. Den bedeutenden Leistungen im Bereich des Befestigungswesens und der Landesdefension widmete sich bereits 1972 eine grundlegende Arbeit.<sup>1</sup> Die 1703-1715 in die Dienste der Seemächte gegebenen Subsidentruppen blieben jedoch unberücksichtigt. Das Augenmerk der Arbeit, deren Ergebnisse nun dargestellt werden sollen, richtete sich auf die Untersuchung der Wechselwirkung zwischen Heeresaufbau und Verwaltungsaufbau einerseits, und auf die Bedeutung der Auxiliärtruppen für den von der Gottorfer Linie formulierten Souveränitätsanspruch andererseits.

Ergebnisse:

- Die Aufstellung eines stehendes Heeres von etwa 5.000 Mann erforderte den Aufbau einer effektiven Verwaltungs- und Versorgungsstruktur. Innerhalb des Zeitraumes von 1689-1710 gelang die Schaffung eines funktionierenden Kriegsetats und einer unabhängig vom dänischen Mitregenten und den Ständen tragfähigen finanziellen Basis.<sup>2</sup>
- Die Stellung von Subsidentruppen und einem Reichskontingent „in natura“ war ein entscheidender Faktor für die Behauptung des Souveränitätsanspruches der Gottorfer Linie in den Herzogtümern Schleswig-Holstein gegenüber dem dänischen König.

---

<sup>1</sup> Günther Knüppel, Das Heerwesen des Fürstentums Schleswig-Holstein-Gottorf 1600-1715. Ein Beitrag zur Verfassungs- und Sozialgeschichte territorialstaatlicher Verteidigungseinrichtungen, Neumünster 1972 (= Quellen und Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins, Bd. 63). Darüber hinaus gibt es eine Reihe von heimatkundlichen Abhandlungen zur Geschichte der gottorfischen Hauptfestung Tönning und deren Belagerung während der Jahre 1712/14.

<sup>2</sup> Die Landesverteidigung mit den Generalkriegskommissaren an der Spitze war eine gemeinschaftliche Angelegenheit des König von Dänemark in seiner Eigenschaft als Herzog und dem gottorfischen „Mit-Landesherren“. Die Finanzierung des neuen Heeres musste also sowohl gegen den Widerstand des mächtigen Mitregenten als auch gegen die im Lande einflussreichen Stände durchgesetzt werden.

- Der Unterhalt eines stehenden Heeres ermöglichte dem kleinen Staatswesen weitreichendes außenpolitisches Gewicht im allgemeinen und bei der Schutzmacht Schweden im besonderen, die Schleswig-Holstein-Gottorf ihrerseits zu einem wichtigen Baustein im Militärsystem gegen Dänemark machte („Brückenfunktion“ zu den schwedischen Gebieten in Bremen/Verden).

In einem zweiten Arbeitsschritt wurde überprüft, inwieweit sich die bisherigen Erkenntnisse und ausgemachten Problemfelder der neueren militärgeschichtlichen Forschung am Beispiel dieser Truppenformationen widerspiegeln. Untersucht wurden die Bereiche Rekrutierung/Werbung, Desertion, Militärjustiz, Finanzierung, Verpflegung, Quartier, Montierung und Bewaffnung, Krankenfürsorge und Kriegsverluste sowie Soldatenfamilien und Sozialfürsorge.

Ergebnisse:

- Die unausrottbare These vom Militär des Absolutismus als einem Sammelbecken für „Arme Bauern, Knechte, Tagelöhner [...] von den Werbern ergriffene [...] angelockte fremde Reisende sowie [...] gepreßte Insassen der [...] Armenhäuser und Gefängnisse“<sup>3</sup> konnte anhand der Auswertung von Stammlisten relativiert werden. Es ergab sich das differenzierte Bild eines durchaus erstrebenswerten Berufes, der in Kriegs- wie in Friedenszeiten ein für andere Gewerbe unbekanntes Maß an sozialer und materieller Sicherheit bot.
- Wie aus vielfachen Untersuchungen bekannt, konnten auch für die am Oberrhein stehenden gottorfischen Reichskontingentsgruppen die vielen Facetten der privatwirtschaftlich organisierten Versorgung nachgewiesen werden.
- Als Besonderheiten des schleswig-holstein-gottorfischen Militärwesens können die ungewöhnlich zahl- und tiefgreifenden Maßnahmen gewertet werden, die die Sozial- und Krankenfürsorge betrafen. Der angesichts der bescheidenen Größe der Miliz umfangreich betriebene Barackenbau, Wohn- und Kindergeldzahlungen an zurückgebliebene Soldatenfamilien und

---

<sup>3</sup> Helmut Schnitter, Desertion im 18. Jahrhundert, in: Militärgeschichte 13 (1974), H. 1, S. 55.

die Errichtung von Krankenstuben und eines Hospitals für Invaliden und Militärwaisen gehören zu diesen nennenswerten Maßnahmen.<sup>4</sup>

Die bisher in der deutschen Militärgeschichtsschreibung vernachlässigten nördlichsten Territorien des Alten Reiches bieten darüber hinaus noch vielfache Ansatzpunkte für weitere Untersuchungen. Zwei noch ausstehende, aber ins Auge gefasste Themenkreise seien an dieser Stelle abschließend genannt:

- Der Einfluss des schwedischen („karolinischen“) Heerwesens auf den „kleinen Bruder“ Schleswig-Holstein-Gottorf<sup>5</sup> und
- das Verhältnis zwischen militärischer Garnison, bürgerlicher und akademischer Stadtgesellschaft am Beispiel der Garnison, Stadt und Universität Kiel.

Jan Schlürmann

E-Mail: [stu33667@mail.uni-kiel.de](mailto:stu33667@mail.uni-kiel.de)

---

<sup>4</sup> Das Wohngeld (*Quartiergeld*) von insgesamt 24 ß enthielt ausdrücklich 8 ß für den Unterhalt der Kinder einer Soldatenfamilie.

<sup>5</sup> Zum schwedisch-gottorfischen Verhältnis sei darauf verwiesen, dass Hedewig Sophie, die Gattin Herzog Friedrichs IV., eine Schwester König Karls XII. von Schweden war und führende gottorfische Beamte nach der Besetzung des Territoriums durch Dänemark 1715/20 in Schweden tätig waren und – angesichts der Abwesenheit Karls XII. sogar schwedische Reichspolitik betrieben. Die 1715 am Oberrhein und in Flandern stehenden Auxiliärtruppen gingen nach Stralsund in schwedische Dienste, weil ihnen die Rückkehr durch die dänische Besetzung des gottorfischen Territoriums verwehrt blieb.

# BERICHTE

**Renko Geffarth**

Die besetzte *res publica*. Zum Verhältnis von ziviler  
Obrigkeit und militärischer Herrschaft in besetzten  
Gebieten vom Spätmittelalter bis zum 18. Jahrhundert.

Ein Tagungsbericht

Die vierte Tagung des Arbeitskreises Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e.V., die am 20. und 21. September 2001 in Halle stattfand, stand ganz im Zeichen konzeptioneller Arbeit zum geschichtswissenschaftlich noch weitgehend unerforschten Thema „Militärische Besetzung“. Dabei wurde erstmals der Versuch gemacht, die historische Perspektive der Tagung über die Epochen­grenzen des Arbeitskreises hinweg bis ins hohe Mittelalter auszudehnen und auch außereuropäische Räume in den Blick zu nehmen, mit dem Ziel, der Diskussion weiterreichende Vergleichsmöglichkeiten zur Verfügung zu stellen. Dieses Experiment wie auch der öffentliche Abendvortrag zur völkerrechtlichen Dimension von Besetzung erwiesen sich als ausgesprochen fruchtbar im Sinne der Intentionen der Veranstalter *Markus Meumann* (Halle) und *Jörg Rogge* (Mainz), die mit ihrer Tagung systematische Überlegungen anstoßen und eine Phänomenologie von Besetzung und deren determinierenden Faktoren entwerfen wollten, wobei sie davon ausgingen, dass die Entwicklung von Besetzung in der Frühen Neuzeit das Phänomen für spätere Epochen präfiguriert habe. Zwar wird speziell der Terminus „Okkupation“ gegenwärtig meist mit der Besetzung von Gebieten Ostmitteleuropas durch Wehrmacht und SS im Zweiten Weltkrieg verbunden, doch sind sowohl die Frühe Neuzeit als auch frühere Epochen bis hinein in die Antike reich an Beispielen für militärische Besetzung, wenn auch in unterschiedlicher Form.

Dem chronologischen Aufbau der Tagung entsprechend machte eine Sektion unter dem Titel „Militärische Besetzung im Politischen Denken des Mittelalters“ den Anfang. Der erste Vortrag von *Ernst-Dieter Hehl* (Mainz) widmete sich auf theoretischer Ebene der Frage

nach „Eroberung und Herrschaft im Denken des hohen Mittelalters“ und stellte dabei fest, es sei grundsätzlich zwischen zeitlich begrenzter Herrschaft durch Besetzung und dauerhafter Herrschaft durch Eroberung zu differenzieren. Im Mittelalter habe ersteres kaum eine Rolle gespielt, vielmehr sei die Idee der Herrschaftskontinuität bestimmend gewesen, die zu einem Austausch eines als unrechtmäßig oder als ins Unrecht gefallen betrachteten Herrschers durch Eroberung seines Herrschaftsgebietes legitimiert habe. Die militärische Aneignung eines Gebietes sei somit als Wiederherstellung eines zwischenzeitlich gestörten Zustandes begriffen worden, wie Hehl am Beispiel des ersten Kreuzzuges und der spanischen Reconquista erläuterte.

*Jürgen Paul* (Halle) weitete in seinem Referat die Perspektive geographisch und kulturell auf den „Iran unter den Mongolen“. Anhand der mongolischen Eroberung der iranischen Stadt Buchara im 13. Jahrhundert schilderte er das von vornherein auf Expansion abzielende Vorgehen der Mongolen unter Dschinghis Khan. Im Unterschied zum christlichen Europa habe es im islamischen Kontext keine Verrechtlichung solcher Eroberungen gegeben, jedoch bedienten sich die Eroberer zur Sicherung ihrer Herrschaft der etablierten lokalen Eliten und konnten somit eine gewisse Akzeptanz ihrer Herrschaft erlangen. Da die eroberten Gebiete unmittelbar in das Mongolenreich integriert wurden, lag hier offensichtlich kein Fall vorübergehender Besetzung vor. Diese bereits von Ernst-Dieter Hehl getroffene Unterscheidung stellte im weiteren Verlauf der Tagung eine zentrale Kategorie zur Charakterisierung von Herrschaftswechseln dar.

In der zweiten Sektion mit dem Obertitel „Militärische Besetzung im Spätmittelalter“ referierte zunächst *Stephan Selzer* (Halle) über „Die Festung in der Stadt. Stadtherrliche Zwingburgen in Deutschland und Italien“ und nahm mit der Untersuchung der symbolischen Bedeutung von innerstädtischen Festungsbauten eine stärker kulturgeschichtliche Perspektive ein. Schon in der zeitgenössischen Wahrnehmung galten Zwingburgen als Symbol der Despotie, Stadtmauern hingegen als Symbol der Freiheit, und folgerichtig stellte sich das Spätmittelalter als Abfolge von landesherrlichen Stadtunterwerfungen und stadtbürgerlichen Erhebungen dar, die immer auch in Errichtung und Niederreißung von Festungsbauten ihren Ausdruck fanden. Selzer unterschied hierbei zwischen der in

Italien vorherrschenden Praxis von Stadtnotabeln, ihre beherrschende Stellung durch die Errichtung von Befestigungen innerhalb der Stadt zu unterstreichen, und den von außen in die Stadt gesetzten Zwingburgen der Landesherrn im Reich, wie sie etwa nach den Unterwerfungen von Berlin 1442 oder Mainz 1462 erbaut wurden.

Die Rolle und das Schicksal der Bevölkerung in besetzten Gebieten nahm *Martin Kintzinger* (München) in den Blick und wies in seinem Vortrag „Der Auftrag der Jungfrau. Das besetzte Frankreich im Hundertjährigen Krieg“ auf die unterschiedliche Wahrnehmung von Besetzung durch Eliten und Unterschichten hin. Während erstere den Krieg als rein dynastische Angelegenheit betrachteten und die Leiden der Bevölkerung lediglich moraltheologisch verurteilten, sei für letztere die sich aus wechselnder Herrschaft ergebende Unsicherheit entscheidend gewesen; so habe Widerstand gegen Besetzung oftmals rein wirtschaftliche Gründe gehabt und sich im Falle des besetzten Frankreichs nicht unbedingt gegen die englischen Besetzer gerichtet, sondern in erster Linie gegen die drückendere Herrschaft, die eher von französischer Seite ausgeübt wurde. Dennoch sei der Befreiungskrieg der Jeanne d'Arc allgemein begeistert aufgenommen worden, wenngleich er sich auf einen göttlichen Auftrag, nicht auf ein politisches Programm bezog.

*Jörg Rogge* (Mainz) fragte in seinem Kommentar zu den beiden ersten Sektionen nach übergreifenden Handlungsmustern der vorgestellten Beispiele und merkte die utilitaristische Haltung vor allem der städtischen Oberschichten sowie die Beobachtung, dass die Strukturen der eroberten oder besetzten Gebiete zumeist unangestastet blieben, an. Neben der normativen Ebene sei aber die symbolische Ebene unumgänglich für ein genaueres Verständnis des Phänomens Besetzung. Neben Parallelen, die Besetzung ab dem 14. Jahrhundert als Variante militärischer Politik in Europa erscheinen ließen, gebe es aber unterschiedliche Rahmenbedingungen; so seien bei der Unterwerfung von Städten im Reich im 15. Jahrhundert im Grunde alte Rechte reaktiviert worden, während in Frankreich ganze Landstriche eher im modernen Sinne besetzt wurden. Rogge wies auf die Problematik des Quellenbegriffs „Okkupation“ hin, der sich etwa in Heeresordnungen des Spätmittelalters so nicht finden lasse. Für das Hochmittelalter sei das Eroberungsrecht wichtiger gewesen, da faktisch keine nur vorübergehende Herrschaft an-



gestrebt worden sei. Nichtsdestoweniger sei Besetzung aber weder ein neuzeitliches noch ein originär europäisches Phänomen.

In seinem öffentlichen Abendvortrag „Besatzungsrecht im Völkerrecht“ beleuchtete *Heinhard Steiger* (Gießen) die Entwicklung der juristischen Vorstellungen von Besetzung vom späten Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert und stellte dabei heraus, dass dieser gesamte Zeitraum eine einzige Epoche des Völkerrechts bilde, in der trotz Veränderungen der völkerrechtlichen Lehre von einer theologischen zu einer juristischen das Christentum die Grundlage gebildet habe. Das moderne Verständnis von Besetzung als Pfand zur Bewältigung eines Krieges mit klar geregelten Rechten und Pflichten der Besetzer wie der Besetzten unterscheide sich fundamental von der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Handhabung dieses Kriegsinstruments. Neben der Frage nach der Legitimität des Krieges als gerechtem Krieg, der der Wiederherstellung des als verletzt betrachteten Rechts diene und somit auch Straf- und Angriffskriege erlaubte – die Vorstellung vom Krieg als Übel an sich sei erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts aufgetreten –, sei für den betrachteten Zeitraum besonders zu beachten, dass ein besetztes Gebiet unabhängig von eventuellen späteren vertraglichen Regelungen einschließlich der Rückgabe an den vorhergehenden Herrschaftsträger faktisch ebenso unter der Herrschaft des Besetzers stand wie dessen eigenes Herrschaftsgebiet. Der Besetzer hatte somit die volle Verfügungsgewalt, obwohl es sich juristisch um einen Übergangszustand handelte. Auch dies galt über den ganzen Zeitraum hinweg prinzipiell unverändert. Veränderungen zwischen dem 14. und dem 18. Jahrhundert betrafen, so Steiger, vor allem den Umgang der Besetzer mit Kriegsbeute, also materiellen Gütern des besetzten Gebiets, und mit der Bevölkerung einschließlich feindlicher Militärangehöriger. So wurde die Tötung von „Unschuldigen“ zunehmend unter Strafe gestellt, und im 18. Jahrhundert wurde dieses Verbot auch auf nicht im Kampf befindliche Soldaten ausgedehnt. Die Plünderung des besetzten Gebiets zur Unterhaltung der Truppen wurde zunehmend durch Kontributionen an die Besetzer abgelöst, und neben naturrechtliche Erwägungen traten die Grundsätze der Notwendigkeit und Billigkeit.

Der zweite Tag der Tagung war dann ganz auf frühneuzeitliche Referate konzentriert und folgte auch hier der Chronologie. Für das 16. Jahrhundert machte *Paul Baks* (Groningen) den Anfang mit ei-

nem Vortrag über „Friesland unter wettinischer Herrschaft 1498-1515“. Friesland genoss im Reich des späten 15. Jahrhunderts das Privileg, regelmäßig einen Regenten aus seinen eigenen Reihen wählen zu können. Die daraus resultierende relative Schwäche Frieslands nutzte der sächsische Herzog Albrecht 1498, als er zur Vermeidung von dynastischen Teilungen Sachsens mit Erlaubnis Kaiser Maximilians einen Vertrag mit den Friesen über wettinische Regentschaft als Potestat in Friesland schloss. Aus kulturellen und geographischen Gründen war die nachfolgende Besetzung Frieslands jedoch instabil und abhängig vom Wohlwollen der lokalen Eliten. Die neugeschaffene Zentralverwaltung und das Auftreten von Albrechts Sohn Heinrich als Verweser führten 1500 zum Aufstand der Friesen, in dessen Folge die Sachsen die vertraglichen Beschränkungen von 1498 hinter sich lassen konnten. Auch die autoritäre Herrschaft von Heinrichs Bruder Georg blieb jedoch fragil, und friesische Erhebungen veranlassten ihn 1514 zum Verkauf seiner Rechte. Die Besetzung Frieslands wurde von Baks in Phasen unterteilt, die er an dem erst am Ende der Tagung vorgeschlagenen Modell von *Helmut Stubbe-da Luz* (Hamburg) ausgerichtet hatte. Entsprechend der Intentionen der Wettiner handelte es sich hier aber offensichtlich nicht um eine vorübergehende Besetzung, wenngleich der ursprünglich zugrundeliegende Vertrag einen besonderen Charakter von Fremdherrschaft ausweist.

Entgegen dieser eher politik- und diplomatiegeschichtlichen Sichtweise legte *Denis Crouzet* (Paris) verstärktes Augenmerk auf die Bedeutung symbolischen Handelns unter den Bedingungen von Besetzung. In seinem Vortrag „Les stratégies symboliques d’occupation de l’espace urbain au temps des premières guerres de religion“ beschrieb er das unterschiedliche Vorgehen der Katholiken und Protestanten im Frankreich der Religionskriege in den Jahren 1562-1572. Die jeweils überlegene Religionspartei bemühte sich, den Stadtraum symbolisch und auch praktisch in teilweise grausamen Handlungen von der unterlegenen Konfession zu reinigen, damit er wieder den Ansprüchen Gottes entspreche; dabei verfolgten die Protestanten jedoch das Ziel, die Symbole der Katholiken zu vernichten und die Erinnerung auszulöschen, während die Katholiken ihrerseits versuchten, „lieux de mémoire“ zu schaffen, die an die Ausrottung der Häresie und der Häretiker erinnern sollten und deren Funktion von Prozessionen unterstützt wurde.

Der Kommentar von *Ludolf Pelizaeus* (Mainz) betonte wiederum den Charakter der Besetzungen in Frankreich und Friesland als dauerhafte Herrschaftsform, besonders im Falle der französischen Religionskriege, da eine religiös „gereinigte“ Stadt unmöglich den „Häretikern“ zurückgegeben werden konnte. Die Besonderheiten der beiden vorgestellten Fallbeispiele lagen nach Pelizaeus in der Besetzung eines vorher nicht zentral verwalteten Gebiets (Friesland) und in der normalerweise nicht zur Praxis der Besetzung gehörenden Ausrottung der Bevölkerung (Frankreich). Daran anschließend stellte er die Frage, ob die symbolische Inszenierung von Gewalt ein singuläres Phänomen oder etwa auch im Reich anzutreffen sei.

Für die Besetzung im 17. Jahrhundert bildete dann wieder das Reich den Hintergrund. *Markus Meumann* (Halle) befasste sich in seinem Referat über „Die schwedische Herrschaft in Mitteldeutschland während des Dreißigjährigen Krieges (1631-1635)“ insbesondere mit der Person des von den schwedischen Besatzern als Gouverneur von Magdeburg und Halberstadt eingesetzten Prinzen Ludwig von Anhalt. Als dessen zentrale Leistung galt die Wiedereinführung des evangelischen Kirchen- und Schulwesens in den rekatholisierten Städten Magdeburg, Halberstadt und Halle; allerdings geriet die Statthalterregierung wegen der zunehmenden Lasten der schwedischen Besetzung immer stärker in Bedrängnis, und 1635 suchte Ludwig von Anhalt um seine Entlassung nach. Meumann nannte sieben bestimmende Faktoren für die schwedische Besetzung Mitteldeutschlands: Sie war mittelfristig angelegt, beruhte auf einer Statthalterregierung und der Mitarbeit der einheimischen Eliten, legte Wert auf die Religionspolitik und die Absicherung der schwedischen Position und endete letztlich wegen des Loyalitätskonflikts des Gouverneurs zwischen Bevölkerung und Besatzern sowie wegen des Schwindens ihrer religionspolitischen Legitimation.

Einen Sonderfall von Besetzung stellte *Michael Kaiser* (Köln) für die brandenburgischen Besitzungen am Niederrhein vor. Sein Vortrag mit dem Titel „Die vereinbarte Okkupation. Die generalstaatlichen Besetzungen in brandenburgischen Festungen am Niederrhein im 17. Jahrhundert“ unterschied zwischen der aggressiv herbeigeführten kriegerischen und der vertraglich zu beiderseitigem Nutzen vereinbarten Besetzung, deren Gemeinsamkeit jedoch die Trennung von nomineller und faktischer Herrschaft blieb. Im Falle der bran-

denburgischen Festungen am Niederrhein profitierte zwar der nominelle Landesherr, der brandenburgische Kurfürst, von der Schutzfunktion der generalstaatlichen Besetzer, diese hatten aber zugleich das Ziel, strategische Vorteile besonders gegenüber Spanien zu erhalten. Es war also eine langfristige Besetzung vorgesehen, die sich insgesamt relativ entspannt entwickelte. Dennoch bemühte sich der Kurfürst um eine Verstärkung seiner Präsenz, und nach der episodisch gebliebenen französischen Besetzung durch Ludwig XIV. stieg er schließlich zum alleinigen Herrscher auf.

*Norbert Winnige* (Göttingen) nahm in seinem Kommentar die Unterscheidung zwischen dem „üblichen“ Besetzungsfall in Mitteldeutschland und dem Sonderfall der Vereinbarung für die niederrheinischen Festungen auf und charakterisierte erstere als indirekte, letztere als direkte Besatzungsherrschaft, wobei sich dieser Unterschied auch in der Neigung der Besetzten zu Erhebungen niederschlagen könne. Neben Fragen der Dauerhaftigkeit und einer eventuell daraus resultierenden Herrschaftsbindung seien aber auch konfessionelle und ökonomische Aspekte zu berücksichtigen.

Schließlich stand am chronologischen Ende das 18. Jahrhundert, anhand dessen in drei Vorträgen der internationale Zuschnitt der Tagung nochmals deutlich wurde. *Catherine Denys* (Lille) legte in ihrem Vortrag „L'occupation hollandaise à Lille 1708-1713“ den Schwerpunkt auf die strukturellen Auswirkungen der niederländischen Besetzung der Stadt Lille, die vor allem von der zwischen Widerstand und Zusammenarbeit schwankenden Haltung der Bürger von Lille geprägt war. Dies sei auf deren im wesentlichen auf die eigene Stadt gerichteten „Nationalismus“ zurückzuführen, der die Voraussetzung für den vergleichsweise leichten Übergang der Herrschaft vom französischen Intendanten auf die Besetzer und die geringen Schwierigkeiten während der Besatzungsherrschaft bildete. Für die Besetzer bildete die Behandlung Lilles als eine von mehreren niederländischen Grenzstädten in Anknüpfung an die Zeit vor der französischen Herrschaft seit 1667 den Mittelweg zwischen einer vertraglichen Vereinbarung und der reinen Durchsetzung des Besatzungsrechts.

Die geographisch umgekehrte Perspektive nahm *Lucien Bély* (Paris) in seinem Referat „Les Français dans les Pays-Bas pendant la guerre

de Succession d'Autriche“ (1744-1748) ein und konzentrierte sich dabei auf das Verwaltungshandeln der französischen Besetzer. Anhand verschiedener Fallbeispiele zeigte er, wie die neuinstallierte Administration mit dem Handeln ihrer Vorgänger konfrontiert wurde und dabei zwischen Kontinuität und Implementierung eigener Praxis schwankte, und zugleich die Besetzten im Konflikt zwischen der faktischen Anerkennung der neuen Administration und Konsequenzen einer möglichen Rückkehr der österreichischen Herrschaft standen. Die französische Besetzung sei, so Bély, trotz der relativ milden Besatzungsherrschaft, in der Folge besonders wegen der oftmals mit militärischem Druck eingeforderten hohen materiellen Lasten negativ bewertet worden; der Transfer französischer Administration habe aber zugleich innovativen Charakter für dieselbe gehabt.

Die Rolle deutscher Soldaten in der britischen Besetzung des französischen Kanada nach 1763 beschrieb *Stephan Huck* (Potsdam) und bot damit einen weiteren Ausblick über den innereuropäischen Kontext hinaus. Die Braunschweiger Garnison kam in den Jahren 1776-1783 zum Einsatz und damit zu einem Zeitpunkt, als die britische Herrschaft über Quebec zwar bereits völkerrechtlich sanktioniert, faktisch aber noch nicht stabil war. Zur Kontrolle der zumeist übernommenen lokalen Behörden und zur Durchsetzung ihrer Herrschaftsansprüche in der seit dem Quebec-Act von 1774 mit weitreichenden Freiheiten ausgestatteten Provinz setzte die britische Regierung auf die Unterstützung durch die Braunschweiger Truppen, was allerdings zu Konflikten mit der Bevölkerung, verursacht insbesondere von Einquartierungen, führte.

Der Kommentar von *Horst Carl* (Gießen) hob den in allen drei Referaten deutlich gewordenen Schwerpunkt auf das administrative Handeln hervor und bezeichnete das 18. Jahrhundert als eine Epoche der völkerrechtlichen Normierung von Krieg und Besetzung. Zwar sei die Rolle der Braunschweiger Truppen in Kanada nicht so unmittelbar unter „Besetzung“ zu fassen wie der idealtypische Fall der Besetzung von Lille, doch sei jeweils der Versuch der Besetzer erkennbar, ihre zivile Verwaltung den örtlichen Gegebenheiten anzupassen. Die von der modernen Historiographie behaupteten Loyalitätskonflikte der Besetzten seien zeitgenössisch so nicht wahrgenommen worden, da regionale und konfessionelle über „nationalen“ Interessen rangiert hätten.

Mit dem Vortrag von *Helmut Stubbe-da Luz* (Hamburg), „Überlegungen zu einer vergleichenden Okkupationsgeschichte am Beispiel der Napoleonischen Besetzung in Norddeutschland“, wurde die ereignisgeschichtliche Ebene dann ganz zugunsten theoretischer Reflexion verlassen. Stubbe-da Luz stellte neben dem Versuch genauerer Charakterisierung der Begriffe „Militärische Besetzung“ und „Okkupation“ ein sieben Phasen umfassendes Modell und elf nach der Intention der Besetzer unterschiedene Arten von Besetzung vor. Die praktische Anwendbarkeit des Modells führte er mit seinem am chronologischen Ende der betrachteten Epoche angesiedelten Beispiel vor, konzidierte jedoch von vornherein die Berechtigung der grundsätzlichen Frage, inwieweit ein Modell als Erklärungsmuster für beliebige Fallbeispiele betrachtet werden könne.

*Ralf Pröve* (Berlin) kritisierte in seinem Kommentar dementsprechend, das Modell sei wohl im wesentlichen auf die Napoleonischen Kriege zugeschnitten, damit aber nicht in gleichem Maße für die gesamte Frühe Neuzeit zutreffend; das Ziel der allgemeinen Anwendbarkeit könne nur zu Lasten einer eigentlich wünschenswerten Genauigkeit erreicht werden; daher seien epochen- oder fallspezifische Entwürfe dem übergreifenden Modell vorzuziehen. Pröve stellte außerdem fest, in der Erforschung des Phänomens Besetzung seien stets wenigstens die wirtschafts- und sozialgeschichtliche, die kulturgeschichtliche, die politikgeschichtliche, die militär- und die rechtsgeschichtliche Ebene zu beachten, und erst die Gesamtschau ver helfe zu einem methodischen Einstieg in das Verständnis von frühneuzeitlicher Herrschaft insgesamt.

In der Abschlussdiskussion zeigten sich die für die weitere Forschung zu beachtenden Problemfelder des Tagungsthemas: Zum einen ist die Charakterisierung der Begriffe „Besetzung“, „Besatzung“ und „Okkupation“ noch zu unscharf – so bezeichnet „Besetzung“ einen Prozess, „Besatzung“ eher einen Zustand –, zum anderen scheint die Modellbildung weniger Erkenntniswert zu besitzen als der Versuch kategorialer und phänomenologischer Beschreibung von Besetzung. Für den Vergleich von Mittelalter und Früher Neuzeit muss darüber hinaus die unterschiedliche Quellenlage und das unterschiedliche zeitgenössische Verständnis vom Begriff der schon im Tagungstitel anklingenden „res publica“ be-

achtet werden, was eine zunächst nur relationale Verwendung der Begriffe nahelegt.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass sowohl die epochenübergreifende und internationale Konzeption der Tagung als auch die Konfrontation von Fallbeispielen und theoretischen Überlegungen unter verschiedenen geschichtswissenschaftlichen Aspekten bei aller Vorläufigkeit der Begriffsbildung zu einem ersten Überblick über das Thema „Besetzung“ beigetragen haben; inhaltliche Kohärenz der Beiträge und engagiert geführte Diskussionen taten ihr Übriges dazu. Die Ergebnisse der Tagung werden voraussichtlich als dritter Band der Reihe „Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit“ (LIT-Verlag Hamburg) publiziert und damit der Forschungsöffentlichkeit zur Verfügung gestellt.

### **Gundula Bavendamm**

#### **„Operationsgeschichte und moderne Historiographie. Ein Widerspruch?“<sup>1</sup>**

Bericht über die 4. Jahrestagung des Arbeitskreises für Militärgeschichte e.V. (AKM) in Zusammenarbeit mit dem Militärgeschichtlichen Forschungsamt (MGFA) Potsdam und dem Lehrstuhl für Militärgeschichte der Universität Potsdam. Potsdam, 16./17.03.2001

Die vierte Jahrestagung des Arbeitskreises für Militärgeschichte fand in den Gebäuden der Universität Potsdam statt. Die brandenburgische Hochschule verfügt über den einzigen Lehrstuhl für Militärgeschichte in der ganzen Bundesrepublik. Nur wenige Schritte vom Tagungsort entfernt erhebt sich der raumgreifende Bau des Neuen Palais, ein pompöser Bau, der besonders bei nächtlicher Beleuchtung eine eindrucksvolle Kulisse abgibt. Potsdam ist seit 1994 der neue Sitz des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes (MGFA). Das Charakteristikum der Jahrestagung 2001 war - ähnlich wie es auch für die vorangegangenen Jahrestagungen typisch gewesen ist

---

<sup>1</sup> Der Tagungsbericht erschien als Erstveröffentlichung in: newsletter 15 (Juli 2001), S. 26-30.

- der experimentelle, der experimentierende Dialog. Unter den Dialogpartnern dominierten die an Universitäten tätigen Historikerinnen und Historiker. Außerdem waren zahlreiche Mitarbeiter des MGFA und einige Militärs im Tagungspublikum vertreten. Für den Werkstattcharakter der Potsdamer Tagung war daher das in Frageform gefasste Tagungsthema „Operationsgeschichte und moderne Historiographie. Ein Widerspruch?“ die geeignete Überschrift. Durch den begrenzten Zeitrahmen und angesichts der Fülle der Themen konnte es in Potsdam kaum darum gehen, abschließende Antworten zu geben. Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Tagung reflektierten vielmehr gemeinsam über das Verhältnis von Operationsgeschichte und Militärgeschichte, um dieses neu zu bestimmen und forschungsleitende Perspektiven für eine Kooperation beider Disziplinen aufzuzeigen.

Der erste Tag der Tagung stand unter dem Motto „Operationsgeschichte als theoretisches Problem“ und wurde durch die Begrüßungsworte von Wilhelm Deist (Vorsitzender des AKM), Friedhelm Klein (Amtschef des MGFA) und Jörg Schönbohm (Innenminister des Landes Brandenburg) eröffnet. Gerd Krumeich (Düsseldorf) sprach einleitend zum Thema „Die Geschichte der Operationsgeschichte“. Krumeich konstatierte eine neue Forschungssituation: die militärische und die zivile Geschichtsschreibung sei dabei, sich gemeinsam die Aufarbeitung der Operationsgeschichte zur Aufgabe zu machen. Nicht Konkurrenz oder Opposition präge das Klima. Vielmehr, so Krumeich, habe der Kontakt etwa mit dem MGFA dabei geholfen, die „Gräben der Ironie“ zu überbrücken, aus denen heraus gerade die zivilen Militärhistoriker häufig argumentierten. In Anlehnung an Bernd Wegner verwies Krumeich auf eine engere Definition von Operationsgeschichte im Sinne der Planung und Durchführung größerer militärischer Unternehmungen unterhalb der strategischen und oberhalb der taktischen Ebene und zweitens auf eine erweiterte Definition, die die Operationsgeschichte als Geschichte der militärischen Führungskunst allgemein begreift. Krumeich machte deutlich, dass sowohl die militärische als auch die zivile Operationsgeschichte ihre je spezifischen Schwachpunkte haben. Es sei nicht immer klar zu erkennen, wo militärischer Sachverstand in die Tendenz zur Abschottung von der nichtmilitärischen Welt münde. Andersherum hätten gerade die zivilen Historiker, die sich mit Operationsgeschichte befassen, die



Pflicht, sich das nötige militärische Fachvokabular anzueignen. Es gehe insgesamt darum, Spezialisierungsgrenzen zu überwinden. Als strittig bezeichnete Krumeich die Frage, ob militärische Operationen überhaupt eine eigene Geschichte hätten. Unstrittig sei dagegen, dass die Operationsgeschichte lange Zeit Teil der Kriegsgeschichte gewesen sei, die wiederum einen Teil der Kriegswissenschaft darstelle. Es sei zu beobachten, wie die Operationsgeschichte, die sich selbst stets als rein technische Disziplin begriff, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in eine „doppelte Applikatorik“ gemündet sei. Die Operationsgeschichte habe zur Aufgabe gehabt, Militärs auf zukünftige Kriege vorzubereiten. Schon Clausewitz habe in diesem Zusammenhang die Tabuisierung kriegswichtiger Faktoren wie den moralischen Beistand des Volkes oder den engen Zusammenhang von Strategie und Politik kritisiert. Daneben habe es eine ideologisch-pädagogische Variante der Operationsgeschichte gegeben, die ein volkstümliches Wissen über den Verlauf und den Ausgang von Schlachten bereitstellen sollte. Die bisher weitgehend unerforschte „Dekadenz der applikatorischen Operationsgeschichte“ sah Krumeich in ihrer zunehmenden Abschottung gegenüber jedweder Kritik gegeben, eine Haltung, wie sie etwa in der offiziellen Kriegsgeschichte des Krieges von 1870/71 zum Ausdruck komme. Am Beispiel der offiziellen Historiographie über die Schlacht bei Langemarck wies Krumeich darauf hin, wie die volkstümliche Dimension des Ersten Weltkrieges aus dem Reichsarchivwerk eliminiert und in die Einzeldarstellungen der Schlachten verlagert worden sei, wobei man dieses Thema an populäre Schriftsteller wie etwa Beumelburg delegiert habe.

Sieben Referentinnen und Referenten fächerten im Laufe des ersten Tages das Thema „Operationsgeschichte als theoretisches Problem“ auf. Hew Strachan (Glasgow) befasste sich mit dem Zusammenhang von Operationsgeschichte und politischer Geschichte. Operationsgeschichte, so Strachan, habe man in England traditionellerweise unter den Begriff „strategy“ subsumiert. Erst seit den 80er Jahren werde sie als eigenständiges Fach perzipiert. Die britische Generalstabsgeschichte bezeichnete der Referent als pädagogisches Instrument in Friedenszeiten, mit der man die Kriegsrealität ersetzt habe. Das Werk Hans Delbrücks nahm Strachan als Beispiel für die Darstellungsprobleme der Operationsgeschichte. Delbrück habe zwar über die

Ermattungsstrategie des Ersten Weltkrieges geschrieben, es sei ihm aber nicht gelungen schlüssig zu zeigen, wie sich diese Strategie auf operativer Ebene manifestiert habe. Strachan verwies außerdem auf die nach wie vor bestehende begriffliche Trennlinie zwischen „grand strategy“ und Operationsgeschichte.

Bernd Kroener (Potsdam) thematisierte das Verhältnis von Operationsgeschichte und Sozialgeschichte. Aus der Sicht der Sozialgeschichte, so Kroener, habe die Annäherung an die traditionelle Kriegsgeschichte noch in den 70er Jahren als Tabu gegolten, Militär und Krieg habe man vielfach als „Webfehler“ in der Entwicklung sozialer Formationen betrachtet. Erst das neue Interesse am Zusammenhang von Krieg und Gewalt habe hier eine neue Öffnung zur Folge gehabt. Parallell zum Paradigmenwechsel in den Sozialwissenschaften sei auch in der Militärgeschichte die „Rückkehr des Ereignisses“ zu beobachten. Für eine Sozialgeschichte der Operationen fehle es bisher an dem nötigen Handwerkszeug und Bewusstsein. Als vorbildlich stellte Kroener die französische „histoire de bataille“ vor, wie sie etwa von Marc Block, Fernand Braudel, Georges Duby, André Corvisier oder Olivier Contamine vertreten werde. Auf der Basis quantifizierender Ermittlungen sei man in Frankreich inzwischen zu einer Mentalitäts- und Kulturgeschichte der Operationen gelangt. Als zukünftiges Forschungsziel definierte Kroener abschließend eine „Sozialtopographie der Operationen“, für die drei Schritte notwendig seien: 1. die generelle Anerkennung militärischer Ereignisse als historisch bedeutsame Phänomene; 2. quantifizierende Untersuchungen zur Lage der Kämpfenden und zur sozialen Schichtung der Verbände und 3. der Übergang zur Alltags- und Mikrogeschichte und damit die Annäherung an das Einzelerlebnis.

Bruno Thoss (Potsdam) stellte Überlegungen zum Thema „Operationsgeschichte und Kulturgeschichte“ an. Als mögliche Berührungsfelder zwischen beiden Gebieten nannte der Referent die Geschichte der Operateure, der Truppenkörper und der Institutionen, die Elitenforschung und die Ereignis- und Wirkungsgeschichte von Operationen. Geglückte bzw. missglückte militärischen Operationen hätten, so Thoss, die gesellschaftlichen Diskurse über Militär und Krieg maßgeblich geprägt. Drei Vernetzungszusammenhänge zwischen Operations- und Kulturgeschichte seien denkbar. 1. Der Habitus (Pierre Bourdieu), der gerade für die militärischen Akteure

und die innermilitärische Prestigehierarchie von großer Bedeutung sei; 2. Diskurse über Militär und Krieg zwischen Militär und Öffentlichkeit und 3. die symbolische Verankerung des Operativen im öffentlichen und gesellschaftlichen Bewusstsein, etwa durch Sprache, Bilder und Denkmäler. Als weitere mögliche Forschungsfelder nannte Thoss die Auseinandersetzung mit „Deutungsagenturen“ (z. B. die Militärgeschichtsschreibung), die Erforschung der mittelbaren Verarbeitung von Schlachten auf symbolischer, fiktionaler und medialer Ebene sowie die Analyse von Initiationsriten für Offiziere an Orten vergangener Schlachten.

In der teilweise recht lebhaften Zwischendiskussion der ersten Sektion kam zum Ausdruck, dass es trotz der Annäherung zwischen zivilen und militärischen Historikern und trotz der Öffnung der Militärgeschichte für neue Forschungsansätze und Fragestellungen immer noch gewisse Berührungängste und Vorbehalte zu überwinden gilt. Werner Rahn, früherer Amtschef des MGFA, bekannte freimütig, dass er bei der Gründung des AKM zunächst das Gefühl der „Irritation“ empfunden habe. Rahn kam außerdem auf den Gegensatz zwischen einer populären Geschichtsschreibung und einzelnen Veröffentlichungen des MGFA zu sprechen, deren Stil selbst aus den eigenen Reihen als zu sperrig und trocken kritisiert worden sei. Gerd Krumeich forderte dazu auf, den Konflikt zwischen sozialhistorisch interessierten Forschern und der konventionellen Operationsgeschichte beizulegen. Dazu sei es nötig, so Krumeich, etwa die Operationen des Zweiten Weltkriegs nach 1940 als Teil des Nationalsozialismus zu begreifen. Oberst Frank, Standortältester von Potsdam, prognostizierte eine Renaissance der klassischen Operationsgeschichte nach Abtreten der „Betroffenheitsgeneration“ und wollte die Militärs als Fachleute an der Operationsgeschichte beteiligt wissen. Ein zweiter Diskussionspunkt war die quantifizierende Dimension der Operationsgeschichte. In Anknüpfung an sein Referat wies Bernd Kroener darauf hin, dass die Geschichte von militärischen Großverbänden im Krieg genauer zu erarbeiten sei. Als Beispiel nannte er die 292. Infanteriedivision, die zwischen 1941 und 1944 von 10.000 auf 50 dezimiert worden sei. Bernd Wegner schloss sich mit einem Plädoyer für eine „kritische Verbandsgeschichte“ an, die die „Biographie“ einzelner Verbände erforschen solle.

Im zweiten Teil der Sektion „Operationsgeschichte als theoretisches Problem“ konstatierte Rolf-Dieter Müller (Potsdam) einen Widerspruch zwischen der engen Verzahnung wirtschaftlicher Rahmenbedingungen und dem Verlauf von Kriegen einerseits sowie dem traditionell hilfswissenschaftlichen Status der Wirtschaftsgeschichte für die Operationsgeschichte. Auch die Wirtschaftsgeschichte habe sich bisher kaum mit Kriegen befasst. Müller nannte die Missachtung volkswirtschaftlicher Bedingungsfaktoren als einen entscheidenden Grund für das Scheitern des Schlieffen-Plans. Andersherum habe die enge Kooperation der alliierten Militärführung mit Industrie und Wirtschaft maßgeblich zum Erfolg der strategischen Luftangriffe im Zweiten Weltkrieg beigetragen. Auch die aktuelle Tendenz zu High-Tech-Kriegen sowie die Auflösung konventioneller Armeen in mobile Kriseneinheiten erfordere ein neues Nachdenken über das Verhältnis von Wirtschafts- und Operationsgeschichte.

Stefan Kaufmann (Freiburg) sprach aus der Perspektive einer anthropologisch konzipierten Technikgeschichte und eröffnete sein Referat mit der von Heinrich Popitz stammenden Feststellung, dass Technik stets dazu gedient habe, Gewalt auszuüben und Gewalt abzuwehren. Als sprechendes Beispiel führte Kaufmann die „Telefonmanie“ Erich Ludendorffs während der deutschen Frühjahrsoffensive 1918 an. Der konventionelle Umgang der Operationsgeschichte mit der Technikgeschichte, so Kaufmann, sei im Kern vom militärischen Effizienzgedanken geprägt und konzentriere sich auf die Erforschung von Waffensystemen und die diesbezügliche Verhältnismäßigkeit von Militärdoktrinen. Für eine kulturtheoretisch fundierte Technikgeschichte forderte Kaufmann eine Neukonzeption des Verhältnisses von Militär und Waffen in drei Schritten: 1. die Implementierung „technischen Handelns“ als neuen Leitbegriff; 2. eine prozessuale Auffassung von Technikgenese und Technikverwendung und 3. die Einbeziehung der symbolischen Dimension von Technik. Technisierungsprozesse charakterisierte Kaufmann als besonders ambivalente Vorgänge, die sich kaum für „Modernisierungsmärchen“ eigneten. Ein „Schuss Postmoderne“ könne der Operationsgeschichte daher zu neuen Erkenntnissen verhelfen.

In der folgenden Diskussionsrunde thematisierte Gerd Krumeich das Verhältnis von etablierten und neuen Techniken. Insbesondere

die Perzeption technischer Neuheiten durch die Militärführungen sei häufig phobisch besetzt gewesen. Das Telefon habe in der deutschen und französischen Kriegsfuturologie zwischen 1900 und 1914 eine zentrale Rolle gespielt. Bernd Kroener fragte nach möglichen Zusammenhängen zwischen militärischen Karrieremustern und technischen Entwicklungsprozessen. Rolf-Dieter Müller griff den von Bruno Thoss in die Debatte gebrachten Begriff der Logistik auf und verdeutlichte nationalspezifische Differenzen im militärischen Umgang mit Wirtschaftsfragen. Müller konstatierte für die amerikanische Armee einen deutlich höheren Stellenwert der Logistik. Umgekehrt sei in Deutschland im Zweiten Weltkrieg ein unge-dienter Wirtschaftsfachmann in Generalstabsuniform undenkbar gewesen.

Ute Daniel (Braunschweig) befasste sich mit Operationsgeschichte und Alltagsgeschichte. Daniel schlug eine Neudefinition der Schlacht vor, die sie als „Filetstück der Operationsgeschichte“ bezeichnete. Eine Schlacht sei ein Ereigniszusammenhang, der maßgeblich durch das Gelingen bzw. Misslingen von Kommunikation bedingt sei. Eine alltagsgeschichtlich orientierte Operationsgeschichte müsse Schlachten auf der synchronen Ebene neu mit Sachverhalten, Prozessen und Wahrnehmungsweisen vernetzen. Das Fernziel müsse sein, Schlachten auf der Praxis-, Erfahrungs-, und Bedeutungsebene zu analysieren. Als exemplarische Beispiele nannte Daniel die Bedeutung des Telefons für den Verlauf der Marne-Schlacht von 1914 sowie die konfliktreiche Rolle der Kriegsberichterstatter, die zwischen den Veröffentlichungsinteressen der Presse und den Geheimhaltungsinteressen der Kriegsführung standen.

Karen Hagemann (Berlin) stellte in ihrem Referat fest, dass die Verknüpfung von Geschlechtergeschichte und Operationsgeschichte wissenschaftliches Neuland darstelle. „Geschlecht“ definierte Hagemann mit Joan W. Scott als soziale Kategorie, als ein Wissen über Geschlechterbeziehungen, das zur hierarchischen Ordnung der Welt und der Gesellschaft diene. Für eine Verknüpfung von Operations- und Geschlechtergeschichte sah Hagemann im wesentlichen zwei Ansätze: 1. die Integration der Geschlechterperspektive in eine Sozial- und Kulturgeschichte von Kampf, Gewalt und Schlacht und 2. die Anwendung der Kategorie „Geschlecht“ als Analyse-kategorie für die Untersuchung von

Operationsgeschichtsschreibung. Kriegsziele und operative Planungen, so Hagemann, seien entscheidend durch Männlichkeitsentwürfe geprägt, militärische Tötungsgewalt bis heute männlich definiert. Eine geschlechtergeschichtliche Dekonstruktion herkömmlicher operationsgeschichtlicher Untersuchungen sei daher ein lohnenswertes Forschungsziel.

Einzelne Stellungnahmen der anschließenden Debatte zeigten, dass die erste Sektion das Verhältnis von traditioneller Operationsgeschichte zu den Forschungsansätzen der modernen Militärgeschichte erst in Ansätzen klären konnte. Pointiert hieß es etwa, noch keiner der Referenten habe sich wirklich zum Anwalt der Operationsgeschichte gemacht.

Zum Konzept der Jahrestagung gehörte sinnvollerweise der Perspektivenwechsel. In der zweiten Sektion „Operationsgeschichte und integrative Praxis“ trugen acht Referenten dazu bei, die methodische Öffnung der Operationsgeschichte anhand einzelner Schlachten zu erproben. Michael Speidel (Bern) analysierte am Beispiel der Schlacht von Cannae (216 v. Chr.) das Ineinandergreifen militärischer und politischer Prozesse im Kriegsverlauf. Die Römer seien mit ihrem Milizheer und einer verfassungsbedingt unprofessionellen Heerführung auf die eigentlich geplante Entscheidungsschlacht schlecht vorbereitet gewesen. Ihr primitiver Schlachtplan habe auf die tiefe Staffelung der Truppen und den Erfolg der Massenwirkung gesetzt. Dem feingegliederten, geübten Heer der Karthager sei unter Hannibal die Einkesselung des römischen Gegners gelungen. Speidel zeigte, wie die römische Geschichtsschreibung - um die politische und soziale Ordnung Roms nicht grundsätzlich zu kritisieren - das Versagen der politischen und militärischen Führung tabuisierte und nach Teilexkulpationen suchte. Gleichzeitig, so Speidel, sei die Niederlage der Beginn der Entwicklung des stehenden Heeres der Kaiserzeit gewesen, das vierzehn Jahre später unter Scipio die Karthager schlug.

Am Beispiel der Schlacht von Hattin (1187) ging Martin Hoch (Bonn) auf die Vorgeschichte der bewaffnete Auseinandersetzung zwischen den Truppen der christlichen Kreuzfahrer und dem Heer Sultan Saladins in Galiläa ein. Die militärische Lage habe sich bereits 1183/84 zugespitzt, als der moslemische Militärführer zweimal versuchte eine Schlacht zu provozieren und das Jerusalemer

Herrscherhaus damit stark unter Druck setzte. Entscheidend für den Verlauf der Schlacht von Hattin sei die schlechte Wasserversorgung des Kreuzfahrerheeres gewesen. Die historische Relevanz der militärischen Konfrontation sah Hoch in der Veränderung der politischen Lage im Nahen Osten. Der erfolgreiche Waffengang von Hattin habe den Auftakt für einen umfangreichen Siegeszug Saladins gebildet, der Jerusalem eingenommen und damit den dritten Kreuzzug ausgelöst habe. Die Schlacht von Hattin habe die territoriale Basis der Kreuzfahrer im Nahen Osten irreversibel geschwächt.

Die Schlachten des 17. und 18. Jahrhunderts waren das Thema von Jürgen Luh (Potsdam), der gleich eingangs die vielfach angenommene Autonomie der Operationsgeschichte von gesellschaftlichen und politischen Faktoren als Fiktion bezeichnete. Im Hinblick auf die Schlacht von Krefeld (1758) ging Luh den Gründen für die Wirkungslosigkeit des Feuers beider Parteien [?] nach, die in der Geschichtsschreibung im Allgemeinen tabuisiert werde. Zum einen seien es die technischen Mängel der im Kampf verwendeten Flinten gewesen, etwa die unpräzise Verarbeitung der Läufe. Zum zweiten führte Luh sozial- und mentalitätsgeschichtliche Gründe an. Die Soldaten seien in der Kampfhandlung aus dem zu Friedenszeiten eingeübten Drill ausgeschert. Im Chaos des Kampfgeschehens oder aus Angst sei unkoordiniert geschossen worden. Der militärische Disziplinierungserfolg sei auf die Friedenszeit beschränkt geblieben. Das Festhalten an der ineffektiven Flinte, obwohl die Büchse als Präzisionswaffe zur Verfügung stand, begründete Luh auf der symbolischen Ebene. Die Flinte habe den Soldaten das bessere Aussehen verliehen. Der mit der Flinte ausgerüstete Truppsoldat sei Teil des symbolischen Kapitals gewesen, mit dem ein absolutistischer Herrscher seinen Status untermauert habe. Geometrie und Reputation seien wichtiger gewesen als die militärische Effektivität.

Daniel Horath (Esslingen) befasste sich mit den Belagerungen des 18. Jahrhunderts, die er als Stiefkind der Kriegsgeschichte bezeichnete. Bereits im Werk Clausewitz stehe die Entscheidungsschlacht im Mittelpunkt. Die Belagerungen habe man im 19. Jahrhundert als „Visitenkarte“ des schlechten, faulen und mutlosen Feldherren perzipiert. Demgegenüber seien Belagerungen im 18. Jahrhunderts sehr häufig gewesen und zusammen mit dem Festungsbau von der zeitgenössischen Publizistik in den Mittelpunkt gestellt worden.

Horath skizzierte drei mögliche Forschungsperspektiven: 1. die Frage nach dem Einfluss politischer Ambitionen auf den Verlauf von Belagerungen; 2. die Untersuchung der militärwissenschaftlichen Debatte über Belagerungen vor Clausewitz und 3. die sozial- und alltagsgeschichtliche Dimension von Belagerungen insbesondere im Hinblick auf die stets involvierte Bevölkerung der Festungsstadt sowie auf die Probleme eines stehenden Söldnerheeres.

Bernd Kroener hob in der Diskussion hervor, wie stark die heutige Sichtweise insbesondere von Schlachten der frühen Neuzeit noch durch die Mythen des 19. und 20. Jahrhunderts geprägt seien. Eine rege Debatte entstand um die Ausführungen von Jürgen Luh, insbesondere um die These von der Repräsentationsfunktion der Armee. Luh erklärte, es sei ihm darum gegangen, die „preußischen Effizienzmythen“ gezielt zu hinterfragen. Uta Daniel forderte, genauer jenes Element der Schlacht herauszuarbeiten, welches die längerfristig bedeutsamen Folgen der militärischen Konfrontation auslöse. Stig Förster (Bern) betonte den Wagnischarakter jeder Schlacht, die eine „automatische“ Niederlage ausschließe und zu einer genauen historischen Analyse von Schlachten auffordere. Teilweise wurde auch Unbehagen über die Unschärfe des Diskussionsgegenstandes geäußert. So sah Martin Hoch verschiedene Definitionen von Operationsgeschichte im Umlauf. Karen Hagemann konstatierte, dass die Frage nach der Integration neuer Forschungsperspektiven in die traditionelle Operationsgeschichte noch nicht hinreichend geklärt sei.

Den Abschluss der zweiten Sektion bildeten vier Referate über Schlachten des 19. und 20. Jahrhunderts. Dierk Walter (Bern) ging auf die Schlacht bei Königgrätz (1866) ein und nannte drei operative und taktische Fehler der Österreicher als Grund ihrer Niederlage: 1. der zu späte Vormarsch nach Böhmen; 2. das Versäumnis, sich stark auf die zweite preußische Armee zu konzentrieren, die sich während eines Passübergangs aufgeteilt habe und daher in ihren Einzeleinheiten angreifbar gewesen sei und 3. die ungeschützten Flanken der eigenen Truppen. Hinzu kamen eine Reihe wirtschaftlicher und technischer Faktoren. Preußen habe mit Hinterlader und Zündnadelgewehr über die besseren Waffen verfügt und sei der österreichischen Armee durch seinen bürokratisch organisierten Generalstab überlegen gewesen. Ausschlaggebend für



den preußischen Erfolg sei schließlich die Aufrechterhaltung der operativen Trennung der drei Armeen bis zur Ankunft auf dem Schlachtfeld gewesen. Vor allem aus politischen Gründe habe keine der Parteien als Angreifer gelten wollen, wodurch sich die Mobilmachung wochenlang verzögert habe. Walter schloss mit der Bemerkung, dass Preußen nicht gewonnen, wohl aber Österreich den Krieg verloren habe. Glück auf der preußischen Seite und operative Fehlentscheidungen der Österreicher hätten die entscheidende Rolle gespielt.

Jürgen Angelow (Potsdam/Torún) befasste sich mit dem Aufmarschkalkül des k.u.k. Generalstabes bei der Konfrontation mit Serbien im Sommer 1914 und betonte, dass die Rolle rationalen, zweckorientierten Handelns geringer gewesen sei als bisher angenommen. Fehlleistungen, die Unterschätzung der gegnerischen Kräfte durch das Evidenzbüro und eine Fixierung auf den schnellen Sieg über Serbien zählte Angelow zu den Charakteristika des österreichisch-ungarischen Konfliktverhaltens. Ein manischer Vernichtungswillen habe sich besonders in der Einrichtung von Standgerichten und durch Erschießungen manifestiert. Als Hauptgründe für den Kriegswillen der k.u.k. militärischen Führung nannte Angelow: 1. das defensive Statusdenken der Offiziere, die den Krieg als Befähigungsnachweis betrachtet hätten; 2. ein fatalistisches Schwächegefühl seit den Balkankriegen, gepaart mit einer spezifischen Dekadenz-Theorie, nach der das Kaiserreich „anständig“ zugrunde gehen solle und 3. rassistisch-ethnische Ressentiments gegenüber Serbien, die in stabilen Feindbildern zum Ausdruck gekommen seien. Das österreichisch-ungarische Ultimatum an Serbien deutete Angelow abschließend als Ausfluss einer zeittypischen „nervösen Kraftlosigkeit“ (Joachim Radkau), als eine Überkompensation neurotischer Versagensängste, die man durch eine „Willenstherapie“ habe heilen wollen.

Angelows These von einer mental bedingten, dilettantischen Kriegsführung stieß auf die Kritik von Bruno Thoss und Stig Förster. Förster betonte, dass Deutschland trotz materialmäßiger und numerischer Unterlegenheit vier Jahre lang erfolgreich Krieg geführt habe, was vor allem mit der Qualität der deutschen Operationen im Ersten Weltkrieg zu erklären sei. Karen Hagemann meinte im Hinblick auf das Referat von Dierk Walter, dass die Formung des operativen Denkens nicht genügend thematisiert worden sei. Typisch

sei eine Gleichzeitigkeit von Fachkenntnis und Professionalität einerseits und Irrationalität andererseits gewesen.

Bündig definierte Markus Pöhlmann (Stuttgart) in seinem Referat die Operationsgeschichte als Geschichte militärischer Führungsentscheidungen. In seinem Referat über die Operationen des Ersten Weltkrieges und die amtliche Militärgeschichtsschreibung konstatierte Pöhlmann, dass man auf der operationsgeschichtlichen Ebene bis heute kaum über den Stand der amtlichen Geschichtsschreibung der 20er Jahre hinausgekommen sei. Lese man operationsgeschichtliche Darstellungen aufmerksam, so Pöhlmann, seien interessante Aufschlüsse über Mentalitäten und Wahrnehmungen der Militärführer möglich. Insbesondere die Offiziere seien zu den „Verlierern“ einer kritischen Militärgeschichte „von unten“ geworden. Als bestehende Forschungsdesiderate nannte der Referent: 1. eine Wirkungsgeschichte der Marne-Schlacht von 1914; 2. eine Studie über den Stellungskrieg; 3. eine Gesamtdarstellung der Operationen an der Ostfront und 4. eine Sozial- und Kulturgeschichte der Offiziere im Krieg und 5. die Historiographie der Operationsgeschichte.

Sönke Neitzel (Mainz) schloss mit einem Referat über die Operation „Sichelschnitt“ im Zweiten Weltkrieg, die 1940 den Beginn des deutschen Westfeldzuges markierte. Der Operationsplan gegen Frankreich und Belgien habe die Voraussetzungen für einen späteren Wirtschaftskrieg gegen England schaffen sollen, dem man jedoch weitgehend konzeptions- und ratlos entgegengesehen habe. Neitzel schlug zur weiteren Aufhellung eine Ideengeschichte des Wirtschaftskrieges vor. Mental sei die deutsche Kriegführung 1940 noch stark in der vorangehenden Weltkriegserfahrung verhaftet gewesen. Vor diesem Hintergrund sei international vergleichend etwa der Frage nachzugehen, wieso sich die Perfektionierung des Bewegungskrieges ausgerechnet in Deutschland entwickelt habe. Neitzel forderte auch dazu auf, alltags- und sozialgeschichtlich die innere Kohäsion von kämpfenden Einheiten zu erforschen. Die Geschichte der Waffen-SS im Krieg sei noch zu schreiben. Neben einer integrativen, erneuerten Operationsgeschichte plädierte Neitzel für die Beibehaltung „reiner“ Operationsgeschichte. Der Stellenwert des Zufalls und der Glücksfaktor seien für den Sieg der deutschen Seite keineswegs zu unterschätzen.

In der letzten Diskussionsrunde warnte Gerd Krumeich davor, als Historiker Operationen nachträglich „flicken“ zu wollen und dabei womöglich in Besserwisserei zu verfallen. Bernd Kroener wies auf die Bedeutung der Fronterfahrungen von 1914/18 für die Operationsgeschichte des Zweiten Weltkrieges hin, die über einen kollektivbiographischen Ansatz erforscht werden könne.

Die abschließende Podiumsdiskussion bestritten Wilhelm Deist (Freiburg), Bernd Wegner (Hamburg), Stig Förster (Bern), Klaus Latzel (Bielefeld) und Ralf Pröve (Potsdam). Latzel bescheinigte der Operationsgeschichte als integrativer Forschungsrichtung Zukunftsfähigkeit, wobei er eine ihrer wesentlichen Aufgaben darin sah, der Frage nach der Bedeutung von Gewalt für menschliches Handeln nachzugehen. Stig Förster griff die Definition der Operationsgeschichte als Geschichte der Führungsentscheidungen (Markus Pöhlmann) auf. Sobald sich die Militärgeschichte der Kriegsgeschichte nähere, so Förster, sei die Operationsgeschichte ihr wichtigstes Instrument. Eine zeitgemäße Operationsgeschichte müsse mit den politischen, militärischen und mentalen Kontextfaktoren verknüpft werden. Bernd Wegner hielt die Definitionsfrage für sekundär und konzentrierte sich auf die Nennung von relevanten Forschungsthemen einer kontextualisierten Operationsgeschichte: 1. eine kritische Geschichte militärischer Verbände im Krieg im Sinne von „Verbandsbiographien“ und jenseits der Veteranenliteratur; 2. eine Analyse von Schlachten, die als Ereignisse längerfristige und untergründige historische Strukturen veränderten und 3. Studien zu Politik und Ideologie im Krieg. Ralf Pröve bezeichnete Schlachten als „Brenngläser“, als Kulminationspunkte von Problemen und siedelte eine erneuerte Operationsgeschichte methodisch zwischen Ereignis, Struktur und Kulturgeschichte an.

In der Abschlussdiskussion definierte Oberst Frank Operationsgeschichte als Geschichte der Planung und Führung militärischer Operationen. Er forderte die zivilen Historiker dazu auf, die Scheu vor der Operationsgeschichte zu überwinden. Insbesondere die Geschichte des operativen Denkens und Handelns stelle ein Forschungsdesiderat dar. Frank fordert außerdem dazu auf, nicht nachträglich über die Defizite frühere Operationen zu richten, sondern operative Entscheidungen und Handlungen stärker aus ihrer Zeitgebundenheit heraus zu verstehen. Gerd Krumeich betonte das experimentelle Stadium der Debatte und stellte die These auf, dass

es keine neue Operationsgeschichte gebe, wohl aber verschiedenen Weisen, über militärische Operationen „zu erzählen“. Die Operationsgeschichte der Militärs sei eine dieser Erzählformen, die Historiker müssten ihre eigene Form finden. Bernd Wegner dämpfte die Erwartungen an eine methodische Weiterentwicklung der Operationsgeschichte, die aufgrund der Komplexität ihres Gegenstandes nach wie vor stark militärisch geprägt sei und diese voraussichtlich auch bleiben werde. Klaus Latzel insistierte auf der Tatsache, dass die Folgen von Kriegen in Tod, Verwundung und Vernichtung als Resultat von Gewalt bestünden. Die Darstellung dieser Gewalt stelle ein Sprachproblem dar. Daran anknüpfend bemerkte Bernd Wegner, dass das planmäßige Verschweigen bestimmter Aspekte von Krieg wie etwa Elend, Tod und Vernichtung gegenüber den Soldaten einer der Hauptkritikpunkte gegenüber der traditionellen militärischen Operationsgeschichte sei. Stig Förster hielt diesen Diskussionspunkt im Hinblick auf die Operationsgeschichte für sekundär. Als Geschichte militärischer Führungsentscheidungen habe sich die Operationsgeschichte mit der häufig zynischen Grundhaltung ihrer Akteure zu befassen und die Gründe für diesen Zynismus zu erforschen.

*Gundula Bavendamm*

E-Mail: [g.bavendamm@akmilitaergeschichte.de](mailto:g.bavendamm@akmilitaergeschichte.de)

# ANKÜNDIGUNGEN

## **Tagung „Mars an Havel und Spree“. Neue Ansätze zur Militärgeschichte in Berlin und Brandenburg**

vom 26. bis 27. Oktober 2001

Dominikanerkloster Prenzlau

Die Militärgeschichte hat in den letzten Jahren ihren Standpunkt innerhalb der Geschichtswissenschaft gefestigt. Dabei stehen in der „neuen Militärgeschichte“ vorrangig sozialgeschichtliche Fragen im Mittelpunkt. Zu fragen ist nicht mehr nach dem Verlauf von Kriegen und den Gründen eines militärischen Erfolgs, sondern nach dem Funktionieren von Militär überhaupt. Dabei ist der methodische Zugang heute weitgefächert, reicht von strukturanalytischen Fragestellungen, über kulturalistische Zugänge bis hin zum methodischen Rüstzeug der Geschlechterforschung.

Die Tagung will versuchen, einen Überblick über die aktuelle Forschungslage zur Militärgeschichte in Brandenburg zu geben. Zum einen scheint Brandenburg ein besonders interessantes „Fallbeispiel“ zu sein, galt es doch als die ehemalige preußische Kernprovinz mit seinen Residenzen Berlin und Potsdam als Zentrum der Militarisierung dieses Landes. Die Beschäftigung mit diesem Kapitel der Landesgeschichte ist gerade im „Preußenjahr“ unerlässlich. Die Tagung kann daher als sinnvolle Ergänzung der gemeinsamen Landesausstellung von Berlin und Brandenburg „Preußen 2001“ gelten. Die brandenburgische Landesgeschichtsschreibung ist seit einigen Jahren intensiv darum bemüht, Lücken der Geschichtsschreibung zu schließen. Die Militärgeschichte ist ein solches Desiderat, das durch diese Tagung geschlossen werden kann. Dabei stehen nicht allein historische Fragen im Mittelpunkt. Die Beschäftigung mit militärischen Strukturen gilt gerade in der Gegenwart als eine äußerst brisante Diskussion, denkt man nur an die Fragen des NATO-Kriegseinsatzes oder die Verkleinerung der Bundeswehr. Historische Betrachtungen können helfen, gegenwärtige Dis-

kussionen zu verstehen und vor dem Spiegel der Vergangenheit bestimmte Entwicklungskontinuitäten nachzuvollziehen.

Der Tagungsort Prenzlau wurde gewählt, da sich durch die Ausstellung „Zwischen Krieg und Frieden“ die Diskussionen um die brandenburgische Militärgeschichte hier fokussieren. Die Tagung versteht sich als sinnvolle Ergänzung zur Ausstellung.

Die Veranstaltung wird gemeinsam vom Lehrstuhl für Militärgeschichte an der Universität Potsdam, dem Uckermärkischen Geschichtsverein zu Prenzlau e.V. und dem Kulturzentrum Dominikanerkloster in Prenzlau durchgeführt. Der Arbeitskreis „Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit“ unterstützt die Veranstaltung.

Anmeldungen richten Sie bitte an:

Universität Potsdam, Historisches Institut

Professur für Militärgeschichte

Herrn Olaf Gründel

Am Neuen Palais 10

14469 Potsdam

Tel.: 0331/9771805

Fax: 0331/977/1076

E-Mail: [gruendel@rz.uni-potsdam.de](mailto:gruendel@rz.uni-potsdam.de)

## Tagungsprogramm:

### Freitag, 26. Oktober

- 17.00 Uhr Möglichkeit der Besichtigung der Ausstellung „Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in Brandenburg-Preußen“
- 19.00 Uhr Eröffnung der Tagung  
*Dirk Keil* (Leiter des Dominikanerklosters)  
*Jürgen Theil* (Vorsitzender des Uckermärkischen Geschichtsvereins zu Prenzlau e.V.)
- Grußworte  
*Jörg Schönbohm* (Innenminister des Landes Brandenburg)  
*Dr. Joachim Benthin* (Landrat des Landkreises Uckermark)  
*Jürgen Hoppe* (Bürgermeister der Stadt Prenzlau)
- 19.30 Uhr Eröffnungsvortrag: *Prof. Dr. Bernhard R. Kroener* (Universität Potsdam) Militärgeschichte. Entwicklungen und Perspektiven
- 20.30 Uhr Empfang

### Sonnabend, 27. Oktober

- 9.30-11.30 Uhr Sektion I: 12.-16. Jahrhundert  
Moderation: *Prof. Dr. Bernhard R. Kroener*  
*Dr. Lutz Partenheimer* (Universität Potsdam): Die Kriege Albrechts des Bären und die Entstehung der Mark Brandenburg im 12. Jahrhundert  
*Dr. Clemens Bergstedt* (Universität Potsdam): Raumsicherung durch kirchliche Siedlung. Dargestellt am Beispiel der Johanniter-Komturei Gardow und des Zisterzienserklosters Himmelpfort

- Ralf Gebuhr M.A.* (Humboldt-Universität Berlin):  
Festungsbau in Brandenburg an der Schwelle zur  
Neuzeit
- 11.30-13.00      Mittagspause
- 13.00-15.00      Sektion II: 17. Jahrhundert
- Moderation: *PD Dr. Ralf Pröve, Universität Potsdam*
- Gundula Gahlen M.A.* (Universität Potsdam): „Die  
Pest hatte sie schon sehr verelendet, aber die  
Feinde noch viel mehr“? Die Bevölkerung Perle-  
bergs im Dreißigjährigen Krieg
- Michael Herrmann M.A.* (Universität Rostock): Sol-  
daten, Pest und Bevölkerungsverluste. Die Folgen  
des Dreißigjährigen Krieges für die Prignitz und  
Beeskow-Storkow
- Jürgen Theil* (Prenzlau): Der Dreißigjährige Krieg in  
der Uckermark
- 15.00-15.30      Kaffeepause
- 15.30-18.30      Sektion III: 18. Jahrhundert
- Moderation: *Jürgen Theil*
- Dorit Schneider M.A.* (Berlin): Kleine märkische  
Garnisonsstädte im 18. Jahrhundert. Das Beispiel  
Nauen
- Jörg Muth* (Universität Potsdam): Desertion in der  
Armee Friedrichs des Großen. Methodische  
Aspekte einer Neubewertung
- Beate Engelen M.A.* (Gütersloh): „Die Vernunft der  
sozialen Verantwortung“. Der Umgang des preu-  
ßischen Staates mit den Angehörigen seines Mili-  
tärs
- 18.30              Schlusswort
- PD Dr. Ralf Pröve* (Universität Potsdam)
- 19.00              Ende der Tagung



# „Untergrombach 1502: das unruhige Reich und die Revolutionierbarkeit Europas“

vom 11. - 13. April 2002

Wissenschaftliches Symposium unter Leitung von  
Prof. Dr. Peter Blickle (Universität Bern)

Namhafte Wissenschaftler aus Deutschland, der Schweiz, Frankreich, Großbritannien und den Vereinigten Staaten kommen in Bruchsal zusammen, um in Referaten und Diskussionen ein Fazit über den aktuellen Forschungsstand zur Bundschuhbewegung und den Bauernkriegen des frühen 16. Jahrhunderts zu ziehen. Dabei werden die oberrheinischen Bundschuhaufstände zwischen 1493 und 1517 nicht isoliert betrachtet, sondern in eine gesamteuropäische Dimension gerückt. Bäuerlicher Alltag, bäuerliches Recht und die Utopie einer christlichen Gesellschaft finden dabei ebenso Beachtung wie die Reformlandschaft Oberrhein aus der theoretischen Sicht der Intellektuellen.

Eingeladen zur Teilnahme an der Tagung sind insbesondere Historiker sowie Studenten der Geschichtswissenschaft und ihrer Nachbarwissenschaften, Pädagogen und alle am Thema Interessierten.

Die Veröffentlichung der Beiträge ist im Rahmen eines wissenschaftlichen Verlagsprogramms für Herbst 2002 vorgesehen.

Unterstützt wird das Symposium durch die Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg und durch den Arbeitskreis Heimatpflege Regierungsbezirk Karlsruhe e.V.

Tagungsgebühren: Teilnahme an 3 Tagen 15 Euro, Tageskarte 5 Euro. Studierende frei.

Informationen und Anmeldung: Stadtarchiv Bruchsal, Postfach 2320, 76613 Bruchsal, Tel. 07251/ 79-312 und 79-238; Fax 07251/ 79-480.

E-mail: [Stadt-Bruchsal-Hauptamt@t-online.de](mailto:Stadt-Bruchsal-Hauptamt@t-online.de)  
[thomas.adam@epost.de](mailto:thomas.adam@epost.de)

Homepage: [www.bundschuh-web.de](http://www.bundschuh-web.de)

## Programm

### Donnerstag, 11. April

- 18:00 Uhr      Eröffnungsvortrag  
*Prof. Dr. Peter Blickle* (Bern): Untergrombach 1502 - das unruhige Reich und die Revolutionierbarkeit Europas

### Freitag, 12. April

- 09:00 Uhr      *Reformlandschaft Oberrhein - die Gewalt des Gemeinen Mannes, die Angst der Fürsten, die Theorie der Intellektuellen*  
*Prof. Dr. Georges Bischoff* (Straßburg): Der Schlettstadter Bundschuh 1493  
*Prof. Dr. Claudia Ulbrich* (Berlin): Der Untergrombacher Bundschuh 1502  
*Prof. Dr. Horst Buszello* (Freiburg): Der Bundschuh zu Lehen  
*Prof. Dr. Rolf Köhn* (Essen): Der Bundschuh von 1517  
*Dr. Klaus Lauterbach* (Müllheim): Der Oberrheinische Revolutionär - der Theoretiker aufständischer Bauern?
- 14:00 Uhr      *Bauern in Oberdeutschland - der kreative Stand im spätmittelalterlichen Heiligen Römischen Reich deutscher Nation*  
*Dr. Andreas Schmauder* (Ravensburg): Der Arme Konrad in Württemberg und Baden  
*Dr. Andreas Würigler* (Bern): Der Saubannerzug vom Vierwaldstättersee nach Genf - der Prozess der Modernisierung der Eidgenossenschaft

*Dr. Claudius Sieber-Lehmann* (Basel): Im Hinterland der Städte rumort es - Konflikte in eidgenössischen Stadtstaaten

*Dr. Ralf Fetzner* (Mannheim): Der Bauernaufstand in Innerösterreich 1515

## **Samstag, 13. April**

09:00 Uhr

*Bäuerlicher Alltag, bäuerliches Recht und die Utopie einer christlichen Gesellschaft*

*Prof. Steven Justice* (Berkeley, Kalifornien): Bäuerliches Freiheitspathos - auf dem Weg zum Bürger. Die spätmittelalterlichen Bauernrevolten in England, Frankreich und Italien

*Prof. Dr. Guy Marchal* (Basel): Bundschuh, Armer Konrad und Karsthans - rhetorische und bildliche Metaphern für den Bauern

*Prof. Dr. Tom Scott* (Liverpool): „Hie Paursmann, gut Christen“ - der Gemeine Mann und die Reformation im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation

*Schlussdiskussion*

## **Raimund Lammersdorf**

### **Call for Papers: Young Scholars Forum - War and Society: Germany and Europe in Historical Perspective March 21 - 24, 2002**

The GHI and the Friends of the GHI are pleased to announce the second annual Young Scholars Forum, to be held in Washington, D. C., from March 21 to 24, 2002.

The forum is designed to bring together American Ph.D. candidates and recent Ph.D. recipients for a weekend of scholarly discussion and collaboration. Young, promising scholars will have the opportunity to present their work to their peers as well as to distinguished scholars from both sides of the Atlantic. Participants should be working in the fields of German, German-American, European, or comparative history. The theme for 2002 is: War and Society: Germany and Europe in Historical Perspective. Possible topics include war and social change, nationalism and war, warfare theory, war and the media, gender and war, the state and the military, war and the sciences. Papers may cover any period since the Middle Ages. The GHI will provide lodging; travel assistance may be available upon request.

Successful applicants must be prepared to submit a paper of approximately twenty typewritten pages by February 9, 2002. They also are expected to serve as a commentator for one other paper in the seminar. Applications should include: a curriculum vitae (including address and e-mail); a description of the proposed paper (2-3 pages, double-spaced); and one letter of recommendation.

For further information, see our Web site at <http://www.ghi-dc.org/>, or contact Dr. Christoph Strupp, e-mail: [strupp@ghi-dc.org](mailto:strupp@ghi-dc.org). The deadline for submission is November 1, 2001. Send applications to:

German Historical Institute / Young Scholars Forum  
1607 New Hampshire Ave., N.W.  
Washington, DC 20009  
Tel. (202) 387-3355 / Fax. (202) 387-6437

## 6. Forschungskolloquium Neuere Forschungen zur Militärgeschichte

Wintersemester 2001/2002

(PD Dr. Jürgen Angelow, Prof. Dr. Bernhard R. Kroener,  
PD Dr. Ralf Pröve)

**Mittwochs, 17-19 Uhr, Universität Potsdam, Am Neuen Palais 10,  
Haus 11, Raum 1.11.122**

- 24.10.2001: *Dr. Stefan Kroll* (Rostock): Desertion - Meuterei - Selbstmord. Verweigerungshaltungen kursächsischer Soldaten im 18. Jh.
- 07.11.2001: *Bernhard Schmitt, M.A.* (Trier): Wehrpflicht und Konskription in der preußischen Rheinprovinz und in Lombardo-Venetien, 1815-1866
- 28.11.2001: *Christoph Rehm, M.A.* (Rastatt): Markgraf Ludwig von Baden
- 05.12. 2001: *Stephan Huck, M.A.* (Potsdam): Soldaten nach Amerika. Sozialgeschichtliche Studien über Braunschweiger Truppen im nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg
- 19.12.2001: Katja Zwank (Potsdam): „No Standing Army!“ Großbritannien und die Diskussion um das Stehende Heer, 1756-1763
- 09.01.2002: Gundula Gahlen, M.A. (Potsdam): Soziale Rekrutierung, militärische Sozialisation und gesellschaftliches Selbstbild des bayerischen Offizierkorps im 19. Jahrhundert
- 16.01.2002: Klaus Jürgen Bremm (Frankfurt/Main): Die militärische Nutzung der Eisenbahnen in Preußen (1839-1866)
- 23.01.2002: Matthias Franz (Potsdam): Rekrutierungen der sächsischen Armee in der Niederlausitz im 18. Jahrhundert
- 30.01.2002: Olaf Gründel (Potsdam): Militär und Stadt im 18. Jahrhundert. Das Beispiel Prenzlau

**weitere Informationen: 0331-977-1805 (fon); 0331-977-1076 (fax);  
[zellner@rz.uni-potsdam.de](mailto:zellner@rz.uni-potsdam.de) (e-mail) -**

# VERÖFFENTLICHUNGEN

**Olaf Gründel**

## „Von Festungen. Die brandenburgisch-preußisch Festungen Spandau, Peitz, Küstrin“

hrsg. vom Stadtgeschichtlichen Museum Berlin-Spandau, 127 S.,  
Redaktion: Ralf Gebuhr, Andrea Theissen, Martin Winter.

Die vorliegende Veröffentlichung erschien als Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung der Festung Spandau, als Teil der gemeinsamen Landesausstellung Berlin und Brandenburg „Preußen 2001. Facetten einer Epoche“. Gleichwohl ist er kein klassischer Katalog, sondern beinhaltet insgesamt acht thematisch sehr unterschiedliche Beiträge. Der Titel ist in Anlehnung an Daniel Specklins Festungsbuch aus dem 16. Jahrhundert "Architektura von Vestungen" entstanden und macht das Anliegen des Bandes deutlich: Im Mittelpunkt steht nicht die preußische Festung des 18. Jahrhunderts, sondern gerade deren Anfänge. Ralf Gebuhr, Andrea Theissen und Martin Winter betonen in ihrer Einleitung, dass gerade die im 16. Jahrhundert entstehenden Festungen in der späteren Forschung übersehen wurden, obwohl sich gerade in dieser Zeit die Trennung von militärischem und zivilem Leben vollzog. So waren die Festungsarchitekten, eben nicht nur reine Militäringenieure, sondern arbeiteten in vielen anderen Bereichen. Der Band versucht so „kulturhistorische Dimensionen des Festungsbaus vom 15. bis zum 18. Jahrhundert“ (S.16) zu vermitteln.

Daniel Burger (S. 24-47) beschreibt in vergleichender Perspektive die Entwicklung des Festungsbaus der Hohenzollern in Franken und Brandenburg. An den heute noch (zum großen Teil) erhaltenen Bauten in Spandau, Küstrin, Peitz und Driesen auf brandenburgischer und Plassenburg und Wülzen auf fränkischer Seite wird die Entwicklung des Festungsbaus im Laufe des 17. Jahrhunderts deutlich. Standen noch bis weit in das Jahrhundert hinein die "klassischen", stark befestigten, italienischen Festungen als Idealbild, so verschob sich diese Vorstellung an der Schwelle zum 18. Jahrhundert. Nicht mehr die Verbindung von Schloss und Festung stand im

Mittelpunkt, sondern Ziel war die Unterbringung möglichst großer Truppenverbände. Dies führte im 18. Jahrhundert zu Entstehung ganzer Festungsstädte, wie Küstrin oder Berlin oder etwa (in erster Linie aus ökonomischen Gründen) zum Bau der an niederländischen Vorbildern orientierten Festung Driesen.

Andrea Theissen führt in ihrem Beitrag (S. 50-59) in die Geschichte der Festung Spandau ein. Einzelne Doppelungen (leider auch kleinere Widersprüche) zum vorangegangenen Beitrag bleiben dabei nicht aus. Aufgrund neuerer archäologischer Erkenntnisse wird die Entwicklung der einstigen Festung zum bedeutendsten Standort der Waffenproduktion in Preußen verdeutlicht. Die Entstehung der Festung Peitz steht im Mittelpunkt der Ausführungen von Ralf Gebuhr (S. 60-77). Dabei interessiert insbesondere die Vorgeschichte der Festung, also etwa der Zusammenhang von naturräumlicher Voraussetzung und Befestigungsbau. Die Auswertung unterschiedlichster topographischer, archäologischer und diplomatischer Quellen bringt interessante Ergebnisse: Die bisherigen Angaben über die Erbauung der Befestigungsanlage finden sich nicht bestätigt. Gleichzeitig wird deutlich, wie prägend die spätere (so bedeutende) Entwicklung des Ortes auch für die Geschichtsschreibung der älteren Zeit wird. Die sich anschließenden Beiträge von Volker Mende (S. 78-89) und Axel Pollex (S. 90-93) wenden sich neueren archäologischen und bautechnischen Untersuchungen der Stadt Peitz zu. Dabei werden die Grabungen der letzten Zeit ausgewertet und ihre Ergebnisse zur Datierung und Präzisierung der Baugeschichte der Festung dargestellt. Mit Hilfe eines geographischen Informationssystems ist die topographische Darstellung und baugeschichtliche Entwicklung der Festung in all ihren Etappen nachzuvollziehen. Auf den Zusammenhang von Festungsbau und Wirtschaftsentwicklung weist Peter Leisering (S. 94-109) hin. Neben militärischen führten vor allem auch wirtschaftliche Gründe zur Errichtung von Festungen. Dies mag für Küstrin stimmen, für Peitz hingegen hat Ralf Gebuhr in seinem Beitrag gegenteilige Aussagen getroffen. Das hingegen der Bau der Festungen die wirtschaftliche Entwicklung im Land beeinflusste, liegt auf der Hand und wird noch einmal durch einige statistische Angaben bestätigt. Das Festungen auch zu wirtschaftlich potenten Orten wurden, lässt sich besonders an der Rüstungsproduktion ablesen, die hier meist ihre Zentren fand (Spandau, Peitz). Der abschließende Beitrag von

Hanna Sjørberg (S. 112-117) ist ein "anderer Blick" auf die Geschichte der Festungen in Brandenburg-Preußen. Die Künstlerin zeigt ihre Sicht auf die Festungsgeschichte, indem sie eine Ausstellung zur Festung Küstrin gestaltete, die große Erfolge hatte. Kurze Impressionen und eine Einführung in die Ausstellung sind Gegenstand des Beitrages. Unterschiedlichste Aspekte wurden beleuchtet. Es liegt im Wesen eines Begleitbandes, dass eine solche Thematik nicht erschöpfend behandelt werden kann. Das ist nicht als Kritik, sondern eher als Anregung zu verstehen, andere Gebiete zu erschließen, wie z.B. Residenzfunktionen von Festungen oder architektonische Attribute, durch die die Festungen als landesherrliche Machtsymbole verdeutlicht werden.

Der Band besticht durch seine exzellenten Illustrationen, die zum Teil Stücke der Ausstellung darstellen, zum großen Teil aber extra für den Band angefertigt wurden. Ergänzt durch ein Glossar der wichtigsten Fachbegriffe und eine Literaturübersicht wird er auch für den Nichtfachmann zur interessanten Lektüre, dem auch nach Ablauf der Ausstellung das Schicksal so vieler Kataloge, im modernen Antiquariat zu enden, erspart bleiben kann. Er wird als einführender und vor allem Neugierde weckender Band seine Bestimmung haben.



## Veröffentlichungen des AMG

*Bernhard R. Kroener / Ralf Pröve (Hrsg.), Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit, Schöningh Paderborn 1996. ISBN 3-506-74825-4*

*Karen Hagemann / Ralf Pröve (Hrsg.), Landsknechte, Soldatenfrauen und Nationalkrieger. Militär, Krieg und Geschlechterordnung im historischen Wandel (Geschichte und Geschlechter, Bd. 26), Campus-Verlag Frankfurt/Main 1998.*

ISBN 3-593-36101-9

Seit 2000 verfügt der Arbeitskreis über die Schriftenreihe **"Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit"**:

*Stefan Kroll / Kersten Krüger (Hrsg.), Militär und ländliche Gesellschaft in der Frühen Neuzeit (Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit, Bd. 1), LIT-Verlag Hamburg 2000.*

ISBN 3-8258-4758-6

*in Vorbereitung:*

*Markus Meumann / Ralf Pröve (Hrsg.), Herrschaft in der Frühen Neuzeit. Rechtsetzung und Verwaltungshandeln als dynamisch-kommunikative Prozesse (Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit, Bd. 2).*

*Markus Meumann / Jörg Rogge (Hrsg.), Die besetzte res publica. Zum Verhältnis von ziviler Obrigkeit und militärischer Herrschaft in besetzten Gebieten vom Spätmittelalter bis zum 18. Jahrhundert (Herrschaft und soziale Systeme, Bd. 3).*

*Michael Kaiser / Stefan Kroll (Hrsg.), Militär und Religiosität in der Frühen Neuzeit (Herrschaft und soziale Systeme, Bd. 4).*

**Mitglieder des Arbeitskreises erhalten beim Kauf dieser Bände 30% Rabatt.**

## MITGLIEDER

*Asche*, Dr. Matthias, Tübingen, E-Mail: matthias.asche@uni-tuebingen.de  
*Bois*, Prof. Dr. Jean-Pierre, Nantes, E-Mail: jean-pierre.bois@humana.univ-nantes.fr  
*Busch*, Dr. Michael, Hamburg, E-Mail: mbusch@unibw-hamburg.de  
*Carl*, Prof. Dr. Horst, Gießen.  
*Demura*, Shin M.A., Tübingen, E-Mail: dmura@mac.com  
*Donati*, Prof. Dr. Claudio, Milano, E-Mail: claudio.donati@unimi.it  
*Eibach*, Dr. Joachim, Potsdam, E-Mail: eibach@rz.uni-potsdam.de  
*Engelen*, Beate M.A., Gütersloh, E-Mail: kaeser@rz.uni-potsdam.de  
*Esser*, Dr. Raingard, Bristol, E-Mail: raingard.esser@uwe.ac.uk  
*Fahrig*, Ute M.A., Halle/Saale.  
*Franz*, Matthias, Potsdam, E-Mail: franz@rz.uni-potsdam.de  
*Frost*, Dr. Robert I., London, E-Mail: robert.frost@kcl.ac.uk  
*Fuchs*, Antje, Tübingen, E-Mail: antje.fuchs@uni-tuebingen.de  
*Fuchs*, Dr. Thomas, Potsdam, E-Mail: fuchs@rz.uni-potsdam.de  
*Gahlen*, Gundula M.A., Potsdam, E-Mail: G.Gahlen@freenet.de  
*Göse*, Dr. Frank, Potsdam, E-Mail: fgoese@rz.uni-potsdam.de  
*Gräf*, Dr. Holger Thomas, Marburg, E-Mail: graef@mailers.uni-marburg.de  
*Gründel*, Olaf, Potsdam, E-Mail: gruendel@rz.uni-potsdam.de  
*Haberer*, Stephanie, Augsburg, E-Mail: Stephanie.Haberer@iek.uni-augsburg.de  
*Hagemann*, PD Dr. Karen, Berlin, E-Mail: hagemann@kgw.tu-berlin.de  
*Haidl*, Roland, Nürnberg, E-Mail: Roland.Haidl@haidlnet.de  
*Heil*, Wolfgang M.A., Dipl. Ing., Bonn.  
*Hennig*, Thomas, Berlin, E-Mail: thomas.hennig@student.hu-berlin.de  
*Herrmann*, Michael M.A., Berlin, E-Mail: michael.herrmann@freenet.de  
*Hochedlinger*, Dr. Michael, Wien, E-Mail: hochedlinger@magnet.at  
*Hohrath*, Daniel, Esslingen, E-Mail: Daniel.Hohrath@t-online.de  
*Huck*, Stephan M.A., Potsdam, E-Mail: stephan.huck@bwb.org  
*Huhtamies*, Dr. Mikko, Helsinki, E-Mail: mikko.huhtamies@helsinki.fi  
*Ilg*, Mathias, Tübingen,  
*Jacobs*, Rainer M.A., Hamburg, E-Mail: rainer.jacobs@web.de  
*Jessen*, Olaf M.A., Göttingen, E-Mail: ojessen@gmx.de  
*Kaak*, Dr. Heinrich, Berlin, E-Mail: h-kaak@t-online.de

*Kaiser*, Dr. Michael, Köln, E-Mail: Michael.Kaiser@uni-koeln.de  
*Kleinhagenbrock*, Frank M.A., Tübingen, E-Mail: kleinhagenbrock@uni-tuebingen.de  
*Kleinert*, Kieron, Leipzig, E-Mail: kieron@web.de  
*Knauer*, Dr. Martin, Hamburg, E-Mail: Tode@uni-hamburg.de  
*Köbke*, Hubertus, Dipl. Päd., Berlin, E-Mail: hubertus.koebke@berlin.de  
*Kothe*, Michél, Leipzig.  
*Krebs*, Daniel M.A., Atlanta, E-Mail: dkrebs@freenet.de  
*Kroener*, Prof. Dr. Bernhard R., Potsdam, E-Mail: kroe@rz.uni-potsdam.de  
*Kroll*, Dr. Stefan, Rostock, E-Mail: stefan.kroll@philfak.uni-rostock.de  
*Krüger*, Prof. Dr. Kersten, Rostock, E-Mail: kersten.krueger@philfak.uni-rostock.de  
*Lehmann*, Dr. Hannelore, Potsdam.  
*Löffler*, Ursula M.A., Halle (Saale), E-Mail: ursulaloeffler@gmx.net  
*Lorenz*, Dr. Maren, Hamburg, E-Mail: Maren\_Lorenz@his-online.de  
*Lottes*, Prof. Dr. Günther, Potsdam.  
*Ludwig*, Ulrike M.A., Rostock, E-Mail: ulrike-ludwig@freenet.de  
*Luh*, Dr. Jürgen, Potsdam, E-Mail: luhjov@rz.uni-potsdam.de  
*Marschke*, Ben, Los Angeles, E-Mail: marschke@ucla.edu  
*Martin*, Dr. Alexander M., Atlanta, E-Mail: amartin@facstaff.oglethorpe.edu  
*Meumann*, Dr. Markus, Halle (Saale), E-Mail: markus.meumann@dland.de  
*Meuther*, Olaf M.A., Düsseldorf, E-Mail: meuther@provinzial.com  
*Meyer*, Prof. Dr. Werner, Basel.  
*Mirbach*, Sabine, Bad Salzungen, E-Mail: smirbach@geschichte.uni-bielefeld.de  
*Möbius*, Sascha M.A., Magdeburg, E-Mail: sasco@t-online.de  
*Mörke*, Prof. Dr. Olaf, Kiel, E-Mail: omoerke@email.uni-kiel.de  
*Muth*, Jörg, Potsdam, E-Mail: muth@rz.uni-potsdam.de  
*Nowosadtko*, Dr. Jutta, Essen, E-Mail: jutta.nowosadtko@uni-essen.de  
*Papke*, Dr. Gerhard, Schallstadt.  
*Partenheimer*, Dr. Lutz, Potsdam, E-Mail: partenhe@rz.uni-potsdam.de  
*Pelizaeus*, Dr. Ludolf, Mainz, E-Mail: pelizaeu@mail.uni-mainz.de  
*Planert*, Dr. Ute, Tübingen, E-Mail: ute.planert@uni-tuebingen.de  
*Plassmann*, Dr. Max, Werdohl, E-Mail: m\_plassmann@nikocity.de  
*Pröve*, PD Dr. Ralf, Potsdam, E-Mail: h1527b5v@rz.hu-berlin.de  
*Quaas*, Dr. Gerhard, Berlin.

*Rathjen*, Jörg, Kiel, E-Mail: [stu42729@mail.uni-kiel.de](mailto:stu42729@mail.uni-kiel.de)  
*Reiff*, Michael M.A., Köln, E-Mail: [mreiff@nexgo.de](mailto:mreiff@nexgo.de)  
*Reimer*, Torsten F. M.A., München, E-Mail: [Torsten.Reimer@lrz.uni-muenchen.de](mailto:Torsten.Reimer@lrz.uni-muenchen.de)  
*Rink*, Dr. Martin, Köln, E-Mail: [RinkMartin@aol.com](mailto:RinkMartin@aol.com)  
*Rogg*, Dr. Matthias, Potsdam, E-Mail: [mgfa-potsdam@t-online.de](mailto:mgfa-potsdam@t-online.de)  
*Rogge*, PD Dr. Joerg, Mainz, E-Mail: [rogge@mail.uni-mainz.de](mailto:rogge@mail.uni-mainz.de)  
*Sakaguchi*, Prof. Dr. Shuhei, Hachioji, Tokio, E-Mail: [sakaguti@tamacc.chuo-u.ac.jp](mailto:sakaguti@tamacc.chuo-u.ac.jp)  
*Schennach*, Magister Martin, Innsbruck.  
*Schindling*, Prof. Dr. Anton, Tübingen, E-Mail: [anton.schindling@uni-tuebingen.de](mailto:anton.schindling@uni-tuebingen.de)  
*Schlürmann*, Jan, Kiel, E-Mail: [stu33667@mail.uni-kiel.de](mailto:stu33667@mail.uni-kiel.de)  
*Schmidt*, Oliver H., Jüterbog, E-Mail: [schmidt.zinna@t-online.de](mailto:schmidt.zinna@t-online.de)  
*Schmitt*, Horst Bernhard M.A., Trier, E-Mail: [schm3203@uni-trier.de](mailto:schm3203@uni-trier.de)  
*Schneider*, Dorit M.A., Berlin, E-Mail: [dorit.schneider@berlin.de](mailto:dorit.schneider@berlin.de)  
*Schulz*, Christian M.A., Tübingen, E-Mail: [christian.schulz@uni-tuebingen.de](mailto:christian.schulz@uni-tuebingen.de)  
*Schwenke*, Stephan, Marburg.  
*Selzer*, Dr. Stephan, Halle (Saale), E-Mail: [selzer@geschichte.uni-halle.de](mailto:selzer@geschichte.uni-halle.de)  
*Skobelkin*, Dr. Oleg, Voronesh / Russland, E-Mail: [ovs@hist.vsu.ru](mailto:ovs@hist.vsu.ru)  
*Voigtländer*, Dr. Lutz, München, E-Mail: [mark-voigtlaender@t-online.de](mailto:mark-voigtlaender@t-online.de)  
*Wellenreuther*, Prof. Dr. Hermann, Göttingen, E-Mail: [hwellen@gwdg.de](mailto:hwellen@gwdg.de)  
*Wilson*, Dr. Peter H., Sunderland, E-Mail: [peter.wilson@sunderland.ac.uk](mailto:peter.wilson@sunderland.ac.uk)  
*Winnige*, Dr. Norbert, Göttingen, E-Mail: [nwinnig@gwdg.de](mailto:nwinnig@gwdg.de)  
*Winter*, M.A., Martin, Berlin, E-Mail: [mawinter@rz.uni-potsdam.de](mailto:mawinter@rz.uni-potsdam.de)  
*Zunckel*, Dr. Julia, Berlin, E-Mail: [zunckel@zedat.fu-berlin.de](mailto:zunckel@zedat.fu-berlin.de)  
*Zwank*, Katja, Potsdam, E-Mail: [zwank@rz.uni-potsdam.de](mailto:zwank@rz.uni-potsdam.de)  
*Zwierlein*, Cornel, München, E-Mail: [cornel.zwierlein@lrz.uni-muenchen.de](mailto:cornel.zwierlein@lrz.uni-muenchen.de)